

Auf der Suche nach Gott –

»Es gibt noch Feuer unter der Asche ...«

Gott und Glaube – ein »alter Hut«, der aus der Mode gekommen ist? Viele Menschen leben und denken heute jedenfalls so, »als ob es Gott nicht gäbe«. Sie leugnen Gott nicht unbedingt – aber Gott und Glaube haben bei ihnen ausgedient, spielen im konkreten Leben keine bzw. keine große Rolle mehr. Vielleicht wird das »Kleid des Glaubens« noch zu besonderen Anlässen aus dem Schrank geholt und getragen, etwa bei einer Hochzeit, zur Taufe oder bei einem Sterbefall – aber im Alltag fühlt man sich in diesen Kleidern nicht mehr wohl. So haben in den letzten Jahrzehnten viele Menschen den Glauben abgelegt – wie zu klein gewordene bzw. aus der Mode gekommene Kleidung.

Auch die über Jahrhunderte gewachsenen Traditionen und Gewohnheiten haben eine immer geringer werdende Bedeutung. »Das war doch immer (bzw. früher) so«, gilt nicht mehr als Argument. Und äußerer Druck bewirkt eher das Gegenteil ...

Hat der Glaube ausgedient? – Angesichts der Entwicklung der Gottesdienstbesuchszahlen sowie der Kirchengaustritte fragen sich viele, wie das wohl weitergehen wird und wo das einmal endet ...

Aber sind diese Entwicklungen das eigentliche Problem – oder liegt dieses in Wahrheit nicht viel tiefer? Ist das eigentliche Thema nicht die *Entfremdung* zwischen der Welt des Glaubens auf der einen Seite und dem persönlichen wie gesellschaftlichen Leben auf der anderen Seite?

Die Mehrzahl der Menschen glaubt zwar »irgendwie« an einen Gott: Wer an Gott glaubt, liegt durchaus im Trend. Aber wenn wir die Menschen fragen, welche Beziehung sie zu Gott haben, ob der *Glaube* an Gott auch Bedeutung für ihr eigenes *Leben* habe, sieht die Sache schon anders aus. Die Antwort auf diese Frage ist entweder Achselzucken und Gleichgültigkeit oder aber Schmerz, Not und Sehnsucht.

Da telefoniert ein junger Mann, sehr aktiv und verantwortlich in der Gemeinde tätig, mit dem Kaplan. Eine Reihe organisatorischer Fragen sind zu besprechen. »Dann sind wir jetzt klar«, sagt der Kaplan – in der Annahme, das Gespräch neige sich zum Ende. »Nein, ich habe noch eine ganz andere Frage«, wirft der junge Mann ganz unversehens ein: »Pater Lenz, wo kann ich eigentlich beten lernen?«

»Wo kann ich beten lernen?«, »Wie kann ich als Erwachsener eine Beziehung zu Gott und Glaube finden?«, »Wie kann ich den Glauben mehr mit meinem Leben verbinden?« – Solche und ähnliche Fragen stellen nicht nur Menschen, die sich eher nicht zum Kern einer Kirchengemeinde zählen, sondern durchaus auch manche regelmäßigen Kirchenbesucher. Der Jugendliche, der nach dem Beten fragte, ist da nur ein Beispiel. Und in seiner Frage kommt beides, Sehnsucht wie Not, zum Ausdruck.

Der junge, erwachsen gewordene Mann spürt, dass der Kinder Glaube nicht mehr trägt, und daher ist er »auf der Suche«. Auch in seinem Glauben möchte er wachsen – und erwachsen werden. Und die Frage nach dem Beten drückt letztlich seine Sehnsucht nach einer lebendigen Gottesbeziehung aus. Er sucht eine Beziehung, die er derzeit nicht hat, aber gerne hätte – eine Beziehung, welche hoffentlich auch die übergroße Kluft zwischen Alltagsleben und Glauben zumindest etwas schließt.

(Was) Hat Gott mit unserem Leben zu tun?

Berthold Brecht, selbst Atheist, spürte sehr wohl, dass es allein mit einer Antwort auf die Frage, ob es Gott gibt, noch nicht getan ist. In seinen »Kalendergeschichten« schreibt er:

»Einer fragte Herrn K., ob es einen Gott gäbe. Herr K. sagte: „Ich rate dir nachzudenken, ob dein Verhalten je nach der Antwort auf diese Frage sich ändern würde. Würde es sich nicht ändern, dann können wir die Frage fallen lassen. Würde es sich ändern, dann kann ich dir wenigstens noch soweit beihilflich sein, dass ich dir sage, du hast dich schon entschieden: Du brauchst einen Gott.“«

Brecht legt den Finger auf den eigentlichen wunden Punkt: Inwiefern und was hat Gott mit unserem Leben zu tun?

Wenn wir hören, dass wieder eine neue Milchstraße entdeckt wurde, hat diese Nachricht (normalerweise) keinerlei Auswirkungen auf unseren Alltag. Wir haben ja keine innere Beziehung zu der neu entdeckten Milchstraße. Diese Meldung reißt uns daher weder vom Stuhl, noch bedeutet sie etwas für unser Leben. – Wie aber ist das mit Gott? Was wäre, wenn wir eine absolut sichere Information über die Existenz Gottes erhielten?

Könnte bzw. würde uns diese Nachricht »vom Hocker reißen«? Manch einer würde möglicherweise sagen: »Gott existiert also – na und?«, andere sagen vielleicht: »Na, Gott existiert also. Aber was hat das mit mir zu tun?« – Wieder andere aber werden hellhörig, sind interessiert, haben Fragen, möchten mehr wissen. Sie haben vielleicht sogar die Sehnsucht, mit Gott in Kontakt zu treten ... – Hinter all ihren Fragen und Hoffnungen steht letztlich als Frage aller Fragen die nach der Bedeutung Gottes für das eigene Leben:

»(Was) Hat Gott mit mir, mit meinem persönlichen Leben zu tun?«

»Dem Herzen etwas geben und nicht nur der Hand ...«

Von dem Dichter Rainer Maria Rilke wird berichtet, dass er während eines Aufenthaltes in Paris regelmäßig mit einer jungen Französin spazieren ging. Dabei kamen sie immer an einer Bettlerin vorbei:

»Stumm, starr, unbeweglich und unbeteiligt saß diese auf einem Mauerstück und streckte ihre leere Hand aus. Zu keinem Geber sah sie auf. Sie bat nicht und dankte nicht.

Während nun die Französin die Bettlerin stets mit einer anscheinlichen Gabe bedachte, spendete Rilke nichts. „Man müsste ihrem Herzen schenken, nicht ihrer Hand“, sagte er zu seiner Begleiterin, als diese sich über sein Verhalten wunderte. Am nächsten Mittag trug der Dichter eine kaum erblühte weiße Rose zwischen den Spitzen seiner Finger. Über das Gesicht der Freundin lief Freudenröte. Sie dachte: „Mir eine Rose aus der Hand von Rainer Maria Rilke!“

Doch sie bekam die Rose nicht. Bei der Bettlerin angekommen, legte Rilke die weiße Rose in die geöffnete Hand der alten Frau. Da gesah, was bisher noch nie geschehen war: Die Bettlerin sah zum Geber empor. Mehr noch: Sie stand auf, griff nach der Hand des fremden Mannes, küsste sie und ging mit der Rose fort.

Eine Woche lang blieb der Platz, an dem die Frau gebettet hatte, leer. Doch nach acht Tagen saß die Bettlerin wieder wie gewohnt auf dem Mauerstück: stumm, starr, unbeweglich, unbeteiligt.

Und während die Rilke-Freundin erneut eine Münze – größer als je zuvor – in die ausgestreckte Hand legte und die Bettlerin diese ohne innere Beteiligung zu sich nahm, gab Rilke nichts. Und auf die Frage der Freundin: „Wovon hat sie denn all die Tage, da ihr niemand Geld gab, gelebt?“, gab Rilke zur Antwort: „Von der Rose!“²

Ganz verschiedenartig reagierte die Bettlerin auf das, was in ihre ausgestreckte Hand gelegt wurde: meist teilnahmslos und gleichgültig – dann aber – bei der Rose – tief berührt.

Ist es bei Antworten auf die Frage nach Gott nicht ähnlich? Zwar wird sich nicht jeder – wenn es um Gott geht – innerlich so wie diese Bettlerin fühlen, nämlich leer und teilnahmslos – und doch wird mancher sagen: »Bei vielem, was ich so auf meine Fragen zu hören bekomme, erlebe ich mich nicht wirklich angesprochen. Deshalb wurde (und werde) ich bei meinem Suchen und Fragen – mit meiner ausgestreckten Hand – im Laufe der Zeit abgestumpfter, innerlich unbeteiligter.«

»Man müsste dem Herzen etwas geben, nicht der Hand«, rät Rilke. Gilt das nicht auch für die Antworten auf unser Fragen, Suchen und Hoffen in Richtung Gott und Glaube?

Mit Hilfe der Rose hatte Rilke die Bettlerin in ihrem Herzen angesprochen. Die bettelnde Frau spürte: »Da bin ich gemeint. Der sieht nicht nur meine Hand, der sieht nicht nur meine äußere Not, sondern wirklich mich. Er hat wirklich mich, meine Person, gemeint!« Und die Frau bleibt nicht mehr teilnahmslos sitzen, sondern richtet sich auf. Sie nimmt Kontakt auf, schaut Rilke an, greift nach seiner Hand ...

Wir wissen nicht viel von der Bettlerin, nichts von den Erfahrungen und Enttäuschungen ihres Lebens. Aber eines wird deutlich:

Hinter der äußeren Schutzwand der Teilnahmslosigkeit war im Herzen dieser Frau durchaus noch Leben – ihre Sehnsucht war noch nicht abgestorben. Und Rilke hatte ihr Herz angesprochen. Da ging es nicht um romantische Gefühle, sondern um mehr und anderes: Mittels der Rose hatte Rilke diese Frau als Mensch angesprochen und ihr Herz erreicht. Zumindest für einige Tage hatte der Dichter damit das Feuer unter der Asche neu entfacht. – Im Herzen der Bettlerin, die äußerlich unbeteiligt und abgestumpft wirkte, brannte durchaus noch ein Feuer ...

Geht es uns – ja, geht es manchem von uns vielleicht mit Gott und Glaube ähnlich? Gibt es nicht auch da im Inneren durchaus noch allerlei Glut – ja, brennt unter der Asche bzw. hinter der Fassade scheinbarer Gleichgültigkeit, hinter betontem Desinteresse und gelebter Oberflächlichkeit nicht doch noch so manches Feuer?

- Ist da nicht Feuer unter der Asche, wenn Menschen immer wieder ihrer Enttäuschung über die Kirche Luft machen ...?
- Brennt nicht doch noch ein Feuer, wenn sich Menschen über Gott aufregen und erregen ...?
- Ist da nicht noch Feuer unter der Asche, wenn Menschen *mehr* suchen als das, was sie im durchschnittlichen Gemeindeleben finden, und wenn sie sich deshalb anderswo umschaun ...?
- Ist da nicht Feuer unter der Asche, wenn Menschen Stille suchen, beten »lernen« möchten, an Fastenkursen und ähnlichen Angeboten teilnehmen ...?
- Ist da nicht Feuer unter der Asche, wenn in vorgerückter Stunde plötzlich über Gott und Glaube, über die Erfahrung von Leere und Sinn und damit über die Sehnsucht nach erfülltem Leben gesprochen wird ...?
- Brennt nicht doch noch ein Feuer unter der Asche, wenn man *schmerzlich* spürt, dass man Kindern auf so manche ihrer Glaubensfragen keine rechte Antwort geben kann ...?
- Glimmt nicht noch so manche Glut »unter der Asche«, wenn man sich gerne an frühere Erfahrungen mit Kirche und Glaube erinnert ...?

- Brennt nicht ein Feuer, wenn Menschen auch heute große Strapazen und Mühen auf sich nehmen, um zu einem bestimmten (Wallfahrts-)Ort zu gelangen oder an einer bestimmten (religiösen) Veranstaltung teilzunehmen ...?

- Ist es nicht genau dieses innere Feuer, welches manch einen motiviert, dieses Buch in die Hand zu nehmen und darin zu lesen?

Auch heute tragen noch viele Menschen Fragen und Sehnsüchte in ihrem Herzen – Fragen, die letztlich auf Gott hin zielen. Wird aber die Botschaft Jesu auch heute noch – trotz mancher Enttäuschung und Gleichgültigkeit – die Herzen erreichen? Wie kann man das Feuer des Glaubens entfachen?

»Ihn selbst aber sahen sie nicht ...«

Auch die Bibel berichtet immer wieder von dieser Sehnsucht, aber auch von den Enttäuschungen mit Gott und Glaube. Die Bibel ist voll von Berichten über Glaubensfragen und Glaubenszweifel. Keiner, von dem die Bibel berichtet, ist frei von solchen Fragen ... Und in nicht wenigen enttäuschten biblischen Gestalten können wir uns mit unseren eigenen Hoffnungen und Enttäuschungen gut wiederfinden.

Vielleicht ging es uns auch schon einmal ähnlich wie den beiden Jüngern Jesu, die mit dem, was sie erlebt hatten, nicht fertig wurden und die deshalb Jerusalem, dem Ort ihrer tiefsten Enttäuschung, den Rücken kehrten. Das Lukasevangelium berichtet davon:

»Am gleichen Tag waren zwei von den Jüngern auf dem Weg in ein Dorf namens Emmaus, das sechzig Stadien von Jerusalem entfernt ist. Sie sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte. Während sie redeten und ihre Gedanken austauschten, kam Jesus hinzu und ging mit ihnen. Doch sie waren wie mit Blindheit geschlagen, so dass sie ihn nicht erkannten. Er fragte sie: Was sind das für Dinge, über die ihr auf eurem Weg miteinander redet? Da blieben sie traurig stehen, und der eine von ihnen – er hieß Kleopas – antwortete ihm: Bist du so fremd in Jerusalem, dass du als einziger nicht weißt, was in diesen Tagen dort geschehen ist? Er fragte sie: Was denn? Sie antworteten ihm: Das mit Jesus aus Nazaret. Er war ein Prophet,

mächtig in Wort und Tat vor Gott und dem ganzen Volk. Doch unsere Hohenpriester und Führer haben ihn zum Tod verurteilen und ans Kreuz schlagen lassen. Wir aber hatten gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde. Und dazu ist heute schon der dritte Tag, seitdem das alles geschehen ist.

Aber nicht nur das: Auch einige Frauen aus unserem Kreis haben uns in große Aufregung versetzt. Sie waren in der Frühe beim Grab, fanden aber seinen Leichnam nicht. Als sie zurückkamen, erzählten sie, es seien ihnen Engel erschienen und hätten gesagt, er lebe. Einige von uns gingen dann zum Grab und fanden alles so, wie die Frauen gesagt hatten; ihn selbst aber sahen sie nicht.» (Lukas 24,13-24)

Diese beiden »Emmausjünger« waren tief enttäuscht. Ihre Hoffnungen waren zunichte. Das bzw. Der, auf den sie so sehr gebaut hatten, war gescheitert. Ihre Enttäuschung darüber war so stark, dass auch durch den Bericht der Frauen keine neue Hoffnung in ihrem Herzen aufgeflackert war – geschweige denn, dass das früher vorhandene Feuer neu entfacht worden wäre. Bestimmend war und blieb für sie die enttäuschende Erfahrung des Scheiterns.

So laufen sie davon. Aber Jesus und das, was sie mit Ihm erfahren hatten, beschäftigt sie doch: »Wir aber hatten gehofft ...«, betonen sie. Doch der Frust über die Ereignisse sitzt tief und nimmt sie nach wie vor gefangen. Innerlich völlig »zuk« – »mit Blindheit geschlagen« – erkennen sie Jesus nicht. Die Botschaft, dass »er lebte«, hatte ihr Herz nicht erreicht.

So hatten sie dieser frohen Botschaft auch nicht glauben können. Wahrscheinlich hielten sie – ähnlich wie die anderen Apostel – das alles für »Geschwätz« (Lukas, 24,11). Und doch ist ihnen das Ganze, ist ihnen auch Jesus nicht gleichgültig. So sehr sie auch von ihren Enttäuschungen innerlich gefangen und mit Blindheit geschlagen sind – das, was sie mit Jesus erfahren hatten, beschäftigt sie weiterhin sehr. Bei all ihrer Enttäuschung spürt man etwas von der Glut, die immer noch in ihren Herzen ist.

Aber allein auf die Erzählungen anderer wollten und wollen sie nicht mehr bauen! Wenn, dann möchten sie Jesus wirklich begegnen, möchten Ihn persönlich erfahren. Der Anblick des leeren

Grabes würde ihnen ebenso wenig genügen wie den Jüngern, die zum Grab gegangen waren, um sich selbst ein Bild zu machen. Das Ergebnis war für diese ja enttäuschend, denn: »Ihn selbst ... sahen sie nicht.« – In den beiden Emmausjüngern und wohl auch in allen anderen saß und sitzt die Enttäuschung sehr tief ...

»Brannte uns nicht das Herz ...?«

Und dennoch spürt man zwischen den Zeilen auch ihre Sehnsucht – die Sehnsucht, das Erlebte zu verstehen, die Sehnsucht, dass Jesus dennoch lebe und dass sie Ihm begegnen werden. Trotz ihrer Enttäuschungen, ja selbst in ihrem Groll und Schmerz, sind die beiden noch ansprechbar:

»Da sagte er (Jesus) zu ihnen: Begreift ihr denn nicht? Wie schwer fällt es euch, alles zu glauben, was die Propheten gesagt haben. Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen? Und er legte ihnen dar, ausgehend von Mose und allen Propheten, was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht.

So erreichten sie das Dorf, zu dem sie unterwegs waren. Jesus tat, als wolle er weitergehen, aber sie drängten ihn und sagten: Bleib doch bei uns; denn es wird bald Abend, der Tag hat sich schon geneigt. Da ging er mit hinein, um bei ihnen zu bleiben.

Und als er mit ihnen bei Tisch war, nahm er das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen. Da gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn; dann sahen sie ihn nicht mehr. Und sie sagten zueinander: Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloss? Noch in derselben Stunde brachen sie auf und kehrten nach Jerusalem zurück, und sie fanden die Elf und die anderen Jünger versammelt.

Diese sagten: „Der Herr ist wirklich auferstanden und ist dem Simon erschienen. Da erzählten auch sie, was sie unterwegs erlebt und wie sie ihn erkannt hatten, als er das Brot brach.« (Lukas 24,25-35)

Das Unerwartete geschieht: Jesus – den sie immer noch nicht erkennen – geht auf sie ein, auf ihre Fragen und Enttäuschungen. Und die Jünger lernen, das Geschehene, und zwar gerade auch das

Dunkle und scheinbar Widersinnige, mit neuen Augen zu sehen. Das Gespräch mit Jesus verändert sie – wenn auch nur ganz allmählich und ohne dass es ihnen zunächst so richtig bewusst ist. – »Brannte nicht unser Herz ...!«, sagen sie später.

Jesus greift ihre Erfahrungen auf, erschließt ihnen neu den Sinn der Heiligen Schrift. Und in diesem Licht sehen sie dann das Geschehene mit anderen Augen. Ohne zu wissen, dass Jesus selbst es ist, der mit ihnen spricht, öffnen sie sich doch immer mehr für Ihn – suchen Sein Wort und Seine Nähe. Als Er dann »tat, als wolle er weitergehen«, da »drängten sie ihn ..., bei ihnen zu bleiben«. Beim »Brotbrechen« gehen ihnen schließlich endgültig die Augen auf – und mit brennenden Herzen kehren sie wieder an den Ort ihrer Enttäuschung zurück. Dort berichten sie dann den anderen, was sie erlebt und wie sie Ihn – den Herrn – erkannt haben.

Er lebt und entfacht das Feuer des Glaubens neu

Nicht eine zündende Idee, nicht der feste Wille, die Sache Jesu weiterzuführen, nicht ein Nachdenken oder »Ärmel-Hochkrempeln«, sondern allein die Begegnung mit Jesus, die Erfahrung, dass Er lebt, hat in den Jüngern das Feuer des Glaubens neu entfacht. Und das, was damals galt, gilt auch heute: Dass ein Funke springt, eine (neue) Beziehung zu Gott entsteht, lässt sich menschlich nicht »machen«, planen oder organisieren. Das kann nur Er bewirken. Da muss Gott die Initiative ergreifen, und da *wird* Gott auch immer wieder die Initiative ergreifen. Und weil es so sehr auf Ihn, auf Gott, auf Jesus Christus, ankommt, werden in diesem Buch die auf Ihn verweisenden Pronomina immer »groß« geschrieben – als Ausdruck dafür, dass es vor allem anderen um *Ihn* geht und auf *Ihn* ankommt.

Doch – inwieweit ist das tatsächlich für uns erfahrbar, dass es vor allem anderen um Ihn geht? Wie sehen und erleben wir die Welt des Glaubens, wie erleben wir vielfach Kirche? (Inwieweit) Erleben und erfahren Menschen – beim Blick auf die Kirche – dass Gott wirklich im Mittelpunkt steht? Im Zusammenhang mit Glaube und Kirche denken viele Menschen zuerst an Moral, an Gottes-

dienst und Hierarchie, an Dogmen und Theologie ... und weniger an Ihn, an Gott. Und nicht immer haben Menschen, wenn sie an Glaube und Kirche denken, gute Assoziationen: »Alt, verstaubt, lebensfremd, theoretisch, wenig Leben, weit weg«, das ist nicht nur der Eindruck der »Kirchenfremden«.

Und nicht wenige reiben sich dann an dem, was sie da erleben und erfahren. Sie fühlen sich innerlich kaum oder gar nicht angesprochen. Und dann verhalten sie sich manchmal ähnlich wie die Bettlerin, reagieren mit Desinteresse und Gleichgültigkeit. Aber Dogmen und Theologie, Gottesdienst, Hierarchie und Moral sind nicht das Erste und Grundlegende.

Am Bild eines Baumes dargestellt: Wesentlich für das Wachsen und Gedeihen eines Baumes sind die Wurzeln, ist die Festigkeit des Stammes. Dogmen und Hierarchie, Moral und Liturgie gehören wesentlich zum kirchlichen Leben – aber sie sind nicht dessen Fundament, sind nicht deren Wurzeln und Stamm. Grundlage von Glaube und Kirche – genauer: *die* Grundlage und *das* Fundament für den Glauben – das ist Jesus Christus.

Deshalb ist vor allem anderen eine lebendige, persönliche Beziehung zu Ihm grundlegend für das christliche Leben und Selbstverständnis. Und diese lebendige Beziehung zu Ihm wird uns – ähnlich wie den Emmausjüngern – einen neuen und anderen Zugang eröffnen: einen Zugang etwa zum Gottesdienst, zur Heiligen Schrift und auch zur Glaubenslehre. Denn Glaubenslehre und Liturgie, Ethik und Moral, Dogmen und andere Elemente und Vollzüge kirchlichen Lebens sind nicht Selbstzweck. Sie entfalten sich vielmehr aus der gelebten Beziehung zu Jesus Christus bzw. dienen dieser. Nur von dort her sind sie zu verstehen, nur von dort her erhalten sie sowohl Lebendigkeit und Inspiration, als auch herausfordernde Anstöße und Korrekturen.

Natürlich können und wollen Gottesdienste und Glaubensausagen, aber auch Theologie und das kirchliche Lehramt zur Vermittlung einer persönlichen Gottesbeziehung beitragen. Aber sie vermitteln normalerweise nicht den ersten Zugang zu Gott. Eine

Erneuerung und Verlebendigung von Glaube und Kirche kann deshalb nicht oben – in der Krone des Baumes – beginnen, sondern muss von unten, von den Wurzeln und vom Stamm, d.h. von Jesus Christus her erfolgen. Denn nur aus Ihm heraus und nur in Beziehung mit Ihm kann der »Glaubens- und Lebensbaum« wachsen.

Deshalb wird auf den folgenden Seiten weniger von »Moral, Gottesdienst und Glaubenslehre« die Rede sein. Zunächst und vor allem geht es um Ihn, um Jesus Christus. Im Seminar »Das Feuer neu entfachen« geht es um die Wiederbelebung und Erneuerung des Glaubens von den Wurzeln her, d.h. um eine lebendige Beziehung zu Gott.

Und Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Sie sind eingeladen, einen Weg zu gehen – ähnlich wie die Emmausjünger es taten. Vielleicht spüren Sie ja in sich ein Sehnen und Suchen – und möchten dem nachgehen, sei es allein oder auch im Gespräch mit anderen, die wie Sie »auf der Suche« sind. In jedem Falle sind Sie eingeladen, die Botschaft des Glaubens mit Ihrem Leben in Beziehung zu bringen, sich mit Ihren Lebensfragen an Ihn, Jesus, zu wenden, sich für Ihn und Sein Wort zu öffnen. Sie sind eingeladen, sich in Ihren Fragen, Hoffnungen und Erfahrungen von Jesus selbst ansprechen zu lassen.* Und vielleicht können Sie dann ähnliche Erfahrungen machen wie die Emmausjünger: Vielleicht gehen auch Ihnen (neu) die Augen auf, vielleicht brennt sogar das Herz ... Und womöglich können Sie ganz unvermutet erfahren: Jesus ist tatsächlich lebendig, und Er ist wirklich da!

Offenheit und Sehnsucht sind die beiden wichtigsten Wegweiser auf diesem Weg: Offenheit für Ihn und Sehnsucht nach der Be-

gegnung mit Ihm.

Und diese Sehnsucht geht nicht nur und nicht zuerst vom Menschen aus. Auch Gott hat Sehnsucht nach dem Menschen: Nicht die Jünger gehen auf Jesus zu, sondern Er auf sie. Nicht sie sprechen zuerst Ihn an, sondern Er wendet sich an sie. Das war damals so, und das ist heute nicht anders. An uns liegt es, ob wir uns darauf einlassen, und ob wir Ihn so an uns heranlassen, dass Er auch uns ansprechen kann. *Er* gibt uns mehr als nur eine Rose: *Er* will das Feuer unseres Herzens neu entfachen.

* Für diesen »Emmausweg« gibt es neben dem vorliegenden Themenheft auch einen zweiten Wegbegleiter, nämlich das Teilnehmerheft des Glaubensseminars »Das Feuer neu entfachen«. Dieses Teilnehmerheft enthält viele Anstöße, die Botschaft des Glaubens mit dem eigenen Leben in Beziehung zu bringen und sich ggf. über diese Erfahrungen auszutauschen. – Die erste Woche des Teilnehmerheftes befindet sich auch auf dieser Homepage. – Das gesamte Buch ist erhältlich: Forum Pallotti – PF 1406- 56174 Vallendar – glaubenskurs@pthv.de

Unsere Sehnsucht nach Liebe – mehr als nur ein Traum?!

Ob krank oder gesund, arm oder reich, mächtig oder schwach – in einem sind sich alle Menschen gleich: Jede und jeder will glücklich sein bzw. glücklich werden ... – *Was aber macht den Menschen, was macht uns wirklich (und bleibend) glücklich? Wonach sehnen wir uns im Tiefsten unseres Herzens?*

Geliebt zu werden und selbst zu lieben ist unser größtes Glück

Die meisten Schlager, ob in deutscher oder englischer Sprache, sprechen von der Sehnsucht nach Liebe. In allen Menschen brennt ja ein Feuer, ein Suchen und Sehnen nach Beachtung und Annahme, nach Verständnis, Wertschätzung und Geborgenheit. Manchmal glimmt dieses Feuer nur, ein andermal lodert es heftig. Wenn wir uns verletzt, missachtet oder zu kurz gekommen fühlen, dann schmerzt dieses Feuer wegen der verletzten Wertschätzung. Wir möchten geliebt werden – und zwar unabhängig von Leistung und Stellung, von Versagen oder Schuld. Wir möchten geliebt werden, einfach so: Nicht wegen dieses oder jenes Nutzens, sondern um unsertwillen. – Was das bedeutet, »einfach so – um meinetwillen« geliebt zu sein, kann eine kleine Episode aus der Schule verdeutlichen:

Da meint der Rektor, die Kinder der 3. Klasse sollten nun doch allmählich »Sie« zu den Lehrkräften sagen. Nach einiger Zeit haben sich die Schüler auch umgestellt – jedenfalls fast alle, denn der kleine Max bleibt stur beim »Du«. Die junge Lehrerin weiß sich nicht so recht zu helfen und greift zu ihrem letzten »pädagogischen Mittel«: Fünfzigmal soll der kleine Max schreiben: »Ich muss zur Lehrerin »Sie« sagen.«

»Das wird wohl nutzen«, hofft diese. Aber so ganz sicher ist sie sich nicht. So fragt sie den kleinen Max am nächsten Morgen gleich nach seinem Heft. Stolz zeigt er es ihr. Sie schaut hinein und sagt: »Max, das hast du ja sehr schön geschrieben – und du hast es ja nicht nur

fünfzigmal, sondern sogar hundertmal geschrieben. Warum das denn?« – Da schaut der kleine Max ganz treu und lieb seine Lehrerin an und sagt: »Weil du es bist!«

»Weil du es bist!« – Wie geht es wohl einem Menschen, dem dies so ganz persönlich zugesprochen wird? – Sehnen wir Menschen uns nicht genau nach solcher Zuwendung und Bejahung?

»Weil du es bist!« – Wer strahlt nicht zumindest innerlich auf, wenn er so angesprochen wird? Wir alle haben ja in unserem Inneren ein Gespür für unseren Wert, gerade auch dann, wenn unsere Würde nicht geachtet, wenn wir in unserem Selbstwert verletzt werden. Meldet sich da nicht immer wieder der Wunsch, um unsert selbst willen geachtet und angenommen zu sein – egal, was gewesen ist, egal, wie gesund wir sind, was wir leisten können oder uns geleistet haben?

Diese Sehnsucht ist in jedem Menschen lebendig. Gerade, wenn wir enttäuscht sind, wenn wir lieblos oder gar entwürdigend behandelt werden, wenn wir wie Maschinen funktionieren sollen oder aber zur Seite gedrängt werden, meldet sich unser Inneres. Entweder wehrt es sich und sagt: »Eigentlich bin ich doch mehr wert, so kann man doch nicht mit mir umgehen!« Oder wir resignieren und meinen, die Sehnsucht nach echter Wertschätzung lasse sich doch nicht erfüllen. Letztlich sei das Leben, zumindest unser eigenes Leben, sinn- und wertlos ...

Ja, im Laufe der Jahre müssen wir immer wieder und immer stärker feststellen: All unser Suchen nach Geborgenheit und tiefster Bejahung ist und bleibt unerfüllt: Auch der allerbeste Ehepartner oder Freund kann uns das, was wir Menschen eigentlich ersehnen und »brauchen«, nicht geben.

Dies ist eine enttäuschende Erfahrung, ist schmerzliche Wahrheit. Es fällt nicht leicht, das zu akzeptieren, obwohl uns das Erkennen dieser Kluft zwischen Sehnsucht und Erfüllung eigentlich nicht allzu sehr überraschen dürfte. Wenn wir nämlich ehrlich sind, wissen wir ja von uns selbst nur zu gut, wie begrenzt unsere eigene Bereitschaft und Fähigkeit zur Liebe ist, wie unachtsam wir oft im Umgang miteinander sind, und wie viel Wut und Zorn bisweilen in unseren Herzen aufsteigen kann. Und das, obwohl wir ja nicht nur

die Sehnsucht haben, geliebt zu werden, sondern auch schon erlebt haben, wie viel Glück und Freude aufkommen, wenn wir selber lieben, wenn wir Zuwendung und Bejahung schenken.

Gutes erfahren und Gutes tun: Das ist es, was den Menschen letztlich glücklich macht. Geliebt werden und selber lieben: Das ist es, wonach wir uns im Tiefsten sehnen.

Unsere Sehnsucht nach Liebe – mehr als nur ein Traum?

Aber ... – ja, meldet sich da nicht sofort ein »Aber«: Ist unsere Sehnsucht nach Liebe, nach Geliebt-Werden und Selber-Lieben, in Wirklichkeit nicht doch nur ein Traum – ein Traum, der an der rauhen und harten Wirklichkeit des Lebens wie eine Seifenblase zerplatzt? Stützt sich unser Wunsch nach Bejahung nicht auf eine zwar schöne, aber doch sehr schmerzliche Illusion, der schon Generationen von Menschen vor uns nachgejagt sind und der auch künftige Generationen nachjagen werden ...?

Mögen wir auch noch so oft ausweichen – in bestimmten Situationen stellt sich uns in aller Eindringlichkeit die Frage: Gibt es für uns Menschen wirklich dauerhaft Glück und Sinn, oder entpuppt sich nicht die Hoffnung, unser Traum von echter Liebe werde sich schon noch erfüllen, am Ende doch als reine Illusion?

Natürlich gibt es immer wieder die Erfahrung beglückender Liebe. Aber wie oft, wie anhaltend? Und vor allem: Müssten wir nach den vielen schrecklichen Erfahrungen im Verlauf der Geschichte nicht eigentlich »realistisch« feststellen: Wirkliche Liebe gibt es immer nur punktuell, nicht für unser Leben als Ganzes. Was wir ersehnen, geht ins Leere, ist eine Illusion ...

Warum aber finden wir uns dann nicht mit dieser »Realität« ab? Warum hört unsere Sehnsucht nicht auf, warum brennt dieses Feuer in uns weiter? Warum kommt mit jedem Menschen auch diese Sehnsucht nach Liebe neu zur Welt? Wie kommt dieser anscheinend unlöschbare Durst nach Annahme, Wertschätzung und Wohlwollen in unsere Herzen?

Innerweltlich, von uns selbst und von unseren Mitmenschen her, lässt sich dieser unstillbare Durst nach absoluter, ewiger Liebe nicht

erklären. Aber müssen wir ihn denn so erklären? Kann er nicht von Gott stammen, vom »lieben Gott«, wie man nicht selten sagt und betont?

Unsere Sehnsucht nach Liebe – eine Sehnsucht nach Gott?

Vielleicht denkt jetzt mancher: Typisch! Dann, wenn man nicht mehr weiter weiß, wird schnell auf Gott verwiesen – genau so, wie es offenbar der Junge in der bekannten Episode vom Spaziergang einer Ordensschwester mit ihrer Kindergruppe schon öfters erlebt hat:

Auf die Frage der Schwester: »Was ist das denn, das da von einem Ast auf den anderen springt?«, antwortete der Junge: »Eigentlich ist das ein Eichhörnchen, aber wie ich den Laden hier kenne, ist das bestimmt das liebe Jesulein.«

Natürlich ist es ein Eichhörnchen ... und natürlich sollen wir dann, wenn wir nicht weiter wissen, nicht vorschnell auf Gott verweisen. Aber wir sollen und dürfen Gott auch nicht aus unserem Denken und Empfinden heraushalten, besonders dann nicht, wenn es um die Grundfragen unseres Lebens geht.

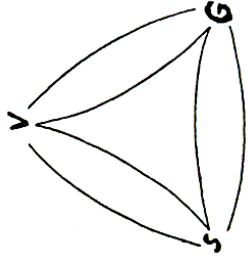
So stellt sich gerade angesichts von Leid, Schuld und Tod unabweislich die Frage nach Sinn, nach Erfüllung und Liebe. Wir stellen Fragen, auf die wir selbst keine Antworten wissen – wir suchen Erfüllung, die wir selbst nicht herbeiführen können. In diesen Situationen müssen wir uns entweder mit den Gegebenheiten abfinden, werden vielleicht resigniert den Kopf in den Sand stecken – oder aber über: Wir werden über uns hinaus schauen und nach Gott fragen oder suchen ...

Auffallenderweise sprechen wir ja – und dies nicht nur Kindern gegenüber – gern vom »lieben Gott«. Angesichts des Leids fragen wir dann, wie ein liebender Gott das zulassen kann, oder wir hoffen, Gott werde es in Seiner Macht und Liebe schon wieder richten. – Ist Letzteres nur Vertröstung, sind es leere Worte, oder drückt sich darin eine Ahnung, eine unzerstörbare Sehnsucht, ja eine begründete Hoffnung aus?

Gott offenbart sich als Liebe

»Gott ist die Liebe«, heißt es im 1. Johannesbrief (1 Joh 4,16). Dass diese Aussage nicht nur Wunsch, sondern Wirklichkeit ist, hat Jesus in Seinem Leben deutlich gemacht und gleichsam mit Seinem Blut unterschrieben und besiegelt. »Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde. Ihr seid meine Freunde«, sagte Er am Ende Seines Lebens (vgl. Joh 15,13f.). Und das meinte und meint Er ernst, todernst.

Ja, Gott hat nicht nur Liebe, so wie man eine Eigenschaft oder Haltung »hat« – Gott ist Liebe! Liebe macht Sein innerstes Wesen aus. Jesus, der Gesandte und Sohn Gottes, hat uns kundgetan, dass Gott in sich selbst Leben, Liebe, Beziehung und Gemeinschaft ist. Immer wieder hat Jesus, der Sohn, vom »Vater« und der innigen Beziehung zwischen ihnen beiden gesprochen: Der Vater liebt den Sohn, schenkt Ihm alles, und der Sohn liebt und vertraut dem Vater, verschenkt sich seinerseits ganz. Das, was wir im Tiefsten ersehnen, nämlich innige und restlos erfüllte und erfüllende Lebens- und Liebesgemeinschaft, das geschieht schon immer in Gott: Er ist ganz Liebe, ganz und gar erfüllte Liebe. – Und die Atmosphäre und Kraft dieser Liebe zwischen Vater und Sohn ist der »Heilige Geist«.



Niemand kann für sich allein Liebe verwirklichen oder erfahren. In unserer Sehnsucht nach Liebe halten wir Menschen deshalb immer wieder Ausschau nach Gemeinschaft und gelingenden Beziehungen. Denn nur im Miteinander können wir Liebe schenken und Liebe empfangen.

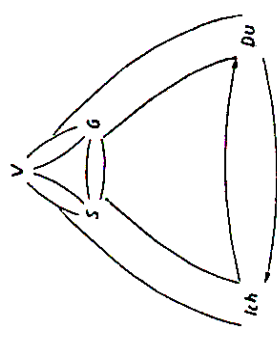
Wenn Gott nun die Liebe ist, dann gilt dies – menschlich betrachtet – auch für Ihn: Auch Er kann Liebe nur im Miteinander leben. Aber Er muss deshalb nicht Ausschau nach Gemeinschaft halten. Er steht ja immer schon (in sich selbst) in innigster Beziehung. Die Liebesgemeinschaft von Vater, Sohn und Geist ist in sich selbst erfüllt und glücklich. Dieser innigen Einheit fehlt nichts. Daher ist Gott nicht auf andere, auch nicht auf uns Menschen angewiesen, um Seine Liebe verwirklichen zu können.

Wir Menschen aber sind vielfältig aufeinander verwiesen und angewiesen. So geschieht es unter uns Menschen auch immer wieder, dass wir anderen unsere »Liebe« regelrecht aufzwingen. Bei Gott aber ist das anders: Er, der uns Menschen nicht »braucht«, um lieben zu können, zwingt uns auch Seine Liebe nicht auf. – Warum aber hat Er uns dann geschaffen, wenn Er gar nicht auf uns angewiesen ist, wenn Er auch ohne uns glücklich ist ...?!

Die Antwort ist eigentlich verblüffend: Gott hat uns geschaffen, weil Er uns liebt. Nicht um Seinetwillen, sondern um unsertwillen hat Er zu jedem von uns »JA« gesagt. Jedem hat Er ins Herz geschrieben: »Du bist da, weil ich dich gern habe – weil du es bist!« – So berührt Gott mit Seiner Liebe jeden von uns ganz persönlich. Und nicht nur das: Er hat uns sogar als Sein »Abbild« (Gen 1,26) geschaffen – wir sind Abbild Seiner Liebe. Und damit hat Gott uns auch eine unendliche Sehnsucht nach Liebe, nach Zuwendung und Bejahung ins Herz gelegt. Liebe ist deshalb nicht nur Gottes tiefstes Wesen – sondern auch unsere tiefste Bestimmung und Erfüllung. Geliebt werden und selbst Liebe schenken – das ist es, was uns letztlich erfüllt und glücklich sein lässt.

Gott möchte »Mit-Liebende«

So hat schon vor Jahrhunderten ein Theologe auf die Frage, warum Gott uns Menschen denn geschaffen habe, wenn Er auch ohne uns glücklich und erfüllt sei, geantwortet: »Weil Gott „Mit-Liebende“ möchte.« Das heißt: Weil Er uns an Seinem Lieben teilhaben lassen möchte. – »Darf ich mitspielen?«, fragen nicht nur Kinder manchmal ... Gott möchte Mit-Liebende. Ja, Er möchte uns nicht nur an Seiner Liebe teilhaben lassen, sondern uns auch immer mehr zur Liebe befähigen.



Der dreifaltige Gott ist in sich Liebe und hat uns zur Mit-Liebe gerufen.

Im ersten Johannesbrief (1 Joh 3,2) lesen wir: »Wir wissen, dass wir ihm ähnlich sein werden.« Welch eine Verheißung! Ziel unseres

Lebens ist es, diesem Gott – der so unendlich liebt – immer ähnlicher zu werden. Gott möchte, dass jeder von uns wirklich liebesfähig wird! Er hat eine Vision von uns Menschen – Er hat diese Vision von allen Menschen: Jeden von uns will Gott mit Seiner ganzen Liebe beschenken und so zu wirklicher Liebe befähigen.

Liebe ist deshalb *das* Thema unseres Lebens. Während wir Menschen aber unsere »Liebe« anderen bisweilen regelrecht aufzwingen oder vorenthalten, handelt Gott anders: Er schenkt uns Freiheit und Würde und achtet diese auch. Er hat uns ja nicht geschaffen, weil Er unser bedarf, und auch nicht, damit wir parieren und funktionieren. Vielmehr sagt Er zu jedem und jeder von uns: »Du bist da, weil ich dich gern habe, weil ich dich gewollt habe. Ich habe dich beim Namen gerufen – weil du es bist!«

Genau das macht des Menschen Würde, macht seine Freiheit, Größe und Besonderheit aus. Gottes Liebe ist der Boden, auf dem jeder Einzelne steht. Würde und Größe lassen sich nicht von den Eltern her, weder durch Staat oder Gesellschaft, noch durch die Gesetze der Natur oder den Gang der Evolution begründen, sondern nur durch Den, der über allem steht und in sich selbst reine Liebe ist – durch Gott.

Lange bevor in unserer Gesellschaft von den Menschenrechten die Rede war, hat die Bibel immer wieder die Größe und Würde jedes Menschen betont. So heißt es z.B. in Psalm 8, dass der – als Abbild Gottes geschaffene – Mensch »mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt« sei. Jede und jeder von uns ist ein »gekröntes Haupt«, jedem hat Gott Anteil an Seiner eigenen Größe und Herrlichkeit gegeben. Jedem gebührt daher Achtung und Ehre.

Solche Worte sind nicht nur ein frommer Wunsch – das spüren wir tief in uns. Wir Menschen haben das innere Wissen, dass wir mehr sind als ein Rädchen im Getriebe, als eine Nummer (von vielen), als etwas, das zu funktionieren hat. Wir spüren unsere Größe und Würde – gerade auch dann, wenn sie nicht geachtet, d.h., wenn sie übergangen und verletzt werden.

Vor allem anderen wollen (und müssen) wir in unserer Größe und Würde geachtet und bejaht werden. Deshalb ist und bleibt Lieben und Geliebtwerden unsere größte Sehnsucht. Zugleich wissen

wir nur zu gut, wie sehr es aber unter uns Menschen an dieser Liebe immer wieder mangelt, wie sehr Lieblosigkeit bis hin zu Bosheit und Hass unser menschliches Leben im Großen wie im Kleinen entstellen und verunstalten. Und das geschieht nicht nur durch die anderen, das geschieht auch durch uns, durch jeden von uns.

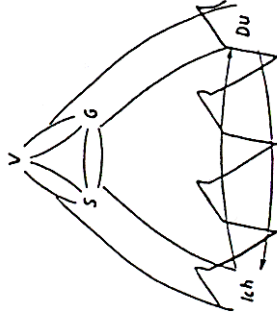
Trotz unserer Sünde hält Gott uns die Treue ...

Es ist traurig, aber wahr: Immer wieder zerstört der Mensch die liebende Beziehung, in die er gerufen ist. Schon auf den ersten Seiten der Bibel wird diese Zerstörung der guten und vertrauten Beziehung zu Gott und zum Mitmenschen beschrieben. Gemeint ist der Bruch, den wir »Sünde« nennen. Und »sündigen« heißt: »sich absondern«, sich aus der vertrauten Liebesgemeinschaft mit Gott herauslösen und abtrennen.

In der biblischen Erzählung vom

Sündenfall (Gen 3,1-7) wird dieser Beziehungsbruch deutlich beschrieben. Ursprünglich lebten die Menschen ja in vertrauter Gemeinschaft mit Gott und untereinander: Sie »waren nackt, aber sie schämten sich nicht voreinander.« Wo Vertrauen, Wohlwollen und Geborgenheit die Atmosphäre prägen, braucht man sich nicht voreinander zu schützen und zu schämen. Wer auf die Liebe vertraut, kann sich zeigen, wie er ist.

Später aber traut der Mensch Gott nicht mehr. Er, der meint, Gott wolle ihm etwas vorenthalten, greift selbst zur Frucht. In seinem Argwohn gegen Gott meint er, für sich selbst sorgen zu müssen. So nimmt er sich, was Gott ihm schenken möchte. Dieses Handeln aber stört und zerstört das vertraute, liebende Miteinander. Die Menschen spüren, dass Misstrauen, Angst und Scham in die Beziehung eingedrungen sind. Sie müssen sich schützen und machen sich Schurze. Und derselbe Adam, der zunächst über den ersehnten Mitmenschen jubelte, macht mit seinen Vorwürfen und Schuldzuweisungen deutlich, wie sehr die Atmosphäre vergiftet ist:



Die Sünde: gestörte Beziehung zu Gott und zueinander.

»Die Frau, die du mir beigesellt hast«, sagt er – und bringt so erschreckend deutlich zum Ausdruck, welcher Riss in seine Beziehung zu Gott und in die Beziehung zu seiner Frau gekommen ist. Ein Riss, der sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte zieht, und auf den wir auch in uns selbst immer wieder stoßen.

Unser Miteinander wird nicht nur von Vertrauen und Liebe getragen und beherrscht, sondern ist auch immer wieder gestört und vergiftet. Adam, d.h. »der Mensch«, stört oder unterbricht die liebende Beziehung zu Gott, zu seinem Mitmenschen und zu sich selbst. Deshalb steckt uns neben der Sehnsucht nach Liebe und Bejahung auch das Gegenteil, stecken uns Angst und Misstrauen, Eigenwilligkeit (»Das nehme ich mir selbst!«) und Eigenmächtigkeit (»Das mache ich ohne Gott!«) tief in den Knochen.

Und Gott? Er hätte nach diesem Bruch eigentlich mit uns »Schluss machen« können. Er hätte uns Seine Liebe und auch unsere Lebensmöglichkeiten entziehen können. Aber Gott ist und bleibt sich, d.h. Seiner Liebe, treu. Er lässt nicht vom Menschen ab. Ja, mehr noch: Er lässt uns Menschen in dieser Situation nicht allein. Gerade da, wo der Mensch sich von Gott abwendet, wendet sich Gott dem Menschen in besonderer Weise zu: Gott selbst wird Mensch – wird Mensch in Seinem Sohn Jesus Christus. Und Jesus lebt die Liebe bis zum Letzten. Er lässt nicht davon ab, obwohl es Ihn das Leben kostet! Alles, d.h. sich selbst, setzt Gott für uns Menschen ein. Leidenschaftlich liebt Er den Menschen.

Wenn uns seitens unserer Mitmenschen allzu viel Liebe und Freundlichkeit entgegengebracht werden, fragen wir manchmal: »Warum macht er/sie das, was bringt und nützt ihm/ihr das?« – Müssten wir nicht auch Gott fragen: »Was hast du denn davon, warum machst du das überhaupt?« – Gottes Antwort ist ganz einfach und kommt aus vollem Herzen: »Weil ich dich gern habe, weil du mir wichtig bist. Trotz und mit deiner Schuld und deinem Versagen sage ich JA zu dir – weil du es bist!«. Immer wieder, ja unaufhörlich, spricht Gott dies zu jedem Einzelnen! So gilt für jeden Menschen: Ich persönlich bin Gott so wichtig, dass Er alles, ja wirklich alles für mich tut! Und genau darauf kann und darf jeder vertrauen – gerade auch in schwierigen Situationen oder dann,

wenn man »Bockmist« gebaut hat! Wir selbst vermögen vieles nicht mehr in Ordnung zu bringen. Das können wir nicht – und das müssen wir auch nicht. – Jesus selbst springt vielmehr für jede und jeden »in die Bresche«.

... und lässt sich ganz konkret auf uns ein

Die Bibel berichtet davon, dass sich Jesus zu Anfang Seines öffentlichen Auftretens von Johannes dem Täufer im Jordan taufen lässt. Johannes »verkündigte Umkehr und Taufe zur Vergebung der Sünden« (Markus 1,4). Jesus hatte es nicht nötig, sich taufen zu lassen. Doch obwohl Er ganz ohne Sünde ist, reht Er sich in die Schar der Sünder ein und steigt in den Jordan. Er solidarisiert sich mit uns Menschen, Er solidarisiert sich mit uns Sündern. Er steigt hinab in das Wasser des Jordan und damit in den Schmutz der Sünde, in unser menschliches Dunkel und auch in allen »Bockmist«. Er nimmt unser aller und damit auch die ganz persönliche Schuld jedes Einzelnen auf sich. Er, der es nicht nötig hat, sich taufen zu lassen, springt für uns in die Bresche! Das ist Liebe – Liebe bis zum Letzten!

Gott steht zu uns – in jeder Situation! Ein Bild mag das verdeutlichen: Da fällt ein Mensch in eine Grube, in ein Loch, aus dem er aus eigener Kraft nicht mehr heraus kann. Auf sich allein gestellt, ist seine Lage aussichtslos, er ist ohnmächtig und hilflos ...

In einem Loch sitzen und aus eigener Kraft nicht herauskommen – wer hat so etwas nicht schon erlebt! Viele gehen achtlos oder auch hilflos an einem vorüber. Auch Jesus kommt am Loch vorbei, und Er erkennt nicht nur die Lage, sondern reagiert auch beherzt. – Was Er tut? Er hält keine Moralpredigt (»Hättest besser aufpassen sollen!«), Er gibt weder »gute Rat-Schläge«, noch beschwichtigt oder vertröstet Er. Weder ordert Er andere Helfer herbei, noch lässt Er von oben ein Seil herab. Nein – Er selbst springt in das dunkle Loch hinein. Er bringt Licht in das Dunkel und möchte den niedergedrückten und verzweifelten Menschen aufrichten. Jesus, der sich ganz von der Liebe des Vaters getragen und gehalten weiß, möchte, dass ein Funke Seines eigenen Vertrauens auf diesen ohnmächtigen

und verlassenen Menschen überspringt. An Seinem Vertrauen auf Gott, Seinen Vater, will Er diesen Menschen teilhaben lassen und ermuntert ihn: »Lass dich auf dieses Vertrauen ein – lass dich wirklich auf mich ein – ich bring dich hier raus!«

Wer sich auf diese Einladung Jesu einlässt, den befreit Er, den führt und trägt Jesus nach oben, ans Licht.

So ist Gott! Und so darf sich jede und jeder sagen: »Da, wo ich vielleicht vom Leben verletzt bin, wo ich scheitere, mich vielleicht sogar von Gott abgewandt habe, da kommt Er zu mir, springt sozusagen zu mir in das Dunkel herab und sagt: „Ich bin mit dir, ich bin da für dich – weil du es bist!“ Ja, Jesus begibt sich in die Dunkelheiten und „Löcher“ meines Lebens hinein, in meinen Frust, meine Ohnmacht, meine Verzweiflung und meine Schuldverstrickung, und Er führt mich aus all dem heraus.«

Jesus ist bereit, sich auf jeden von uns radikal einzulassen und alle Not und Dunkelheit zu «übernehmen» – ähnlich, wie wir manchmal andere Menschen entlasten, indem wir ihre Gefühle und Stimmungen mittragen, ein Stück weit »übernehmen«.

Jesus lässt sich ganz auf unser Schicksal, unsere Not und Dunkelheit ein. Er trägt all dies mit und erlöst uns so von unserer Verstrickung, aus unserem Dunkel und aus unserer Ohnmacht. Er lässt sich ganz auf uns ein – ohne selbst dabei »draufzugehen«. Er bringt Licht in das Loch – Zuversicht und Kraft. Möglich ist Ihm solche Zuwendung, solch ein Liebeserweis, weil Er sich selbst ganz von der Liebe des Vaters gehalten weiß.

Jesus will zu jedem Menschen kommen, gerade dorthin, wo er im Loch sitzt. Jesus lässt sich tatsächlich ganz auf unser Dunkel ein. Wo jemand nicht mehr ein noch aus weiß und auch nicht mehr vertrauen kann – da kommt Er mit Seinem Vertrauen und will alle Not in Seine Beziehung zum Vater hineinnehmen. Wer sich auf diese Zuwendung einlässt, erfährt: »Jesus nimmt mich in Sein Vertrauen zum Vater hinein. Ja, wenn ich mich dafür öffne, springt ein Funke über – von Seinem Herzen zu meinem Herzen. Neues Leben entsteht, Verwandlung beginnt, Erlösung geschieht.«

Was uns da von Jesu Verhalten zu dem Menschen im Loch erzählt wird, das ist keineswegs nur eine schöne Geschichte, sondern

Wirklichkeit. Eine Teilnehmerin früherer Glaubenskurse erzählt:

»In einer sehr schwierigen Lebenssituation spürte ich: „Hier kommt es jetzt auf mich an, und ich muss zu mir stehen!“ Das machte mir entsetzliche Angst! Zugleich wurde mir bewusst: „Da kommst du nicht drumherum: Geh in deine Angst rein! Du musst das tun, sonst wirst du krank!“ – Und da tauchte in mir plötzlich ein Bild, eine Gestalt auf – eine Person – und ich hatte das innere Wissen: „ER ist bei mir.“ Ich musste: Dieser Person kann ich vertrauen.

Und auch jetzt, nach längerer Zeit, spüre ich immer wieder in kritischen Situationen die klare Aufforderung in mir: „Lass dich nicht verunsichern, geh durch die Angst hindurch!“, und ich habe die innere Gewissheit: Er, Jesus, ist mit mir, Er geht mit mir hindurch und führt mich letztlich zum Leben.«

Diese persönliche Erfahrung bestätigt, was die Geschichte von der Grube sagen will: Liebe ist keine Illusion, sondern Wahrheit. Für Gott ist jeder Mensch unendlich wichtig, und Gott ist bereit, für jeden von uns das Äußerste zu wagen ...

Dass Er das tatsächlich getan hat, sehen wir im Leben, Leiden und Sterben Jesu. Und Gott möchte, dass uns Menschen Seine liebende Gegenwart, Sein Da-Sein und Seine Fürsorge im konkreten Alltag immer wieder bewusst werden.

Leider geschieht es manches Mal, dass unser Blick dafür verstellt ist. Es fehlt sozusagen die richtige Brille. Da kann es hilfreich sein, bewusst auf das Gute im Leben zu schauen und ganz konkret einmal in den kommenden Tagen auf gute Erfahrungen im Alltag zu achten. Diese guten Erfahrungen dann auch aufzuschreiben, kann helfen, neu sehen zu lernen. (Im »Teilnehmerheft« von »Das Feuer neu entfachen« sind dafür auf den Seiten 40/41 Anregungen gegeben.)

Zweifellos gibt es viel Dunkles und Bedrückendes in unserer Welt und auch im eigenen Leben. Aber wir brauchen daran nicht zu zerbrechen. Es gibt nicht nur das Dunkel, sondern auch viele Spuren der Liebe – der Liebe Gottes, von der wir seit Jesu Auferstehung wissen, dass sie mächtiger ist als alles Dunkel der Welt, mächtiger auch als der Tod.

Es gibt Liebe! – In Jesus Christus überbietet Gott unsere Sehnsucht

»Jeder von uns ist ein gekröntes Haupt«, hieß es im vorigen Kapitel. Und nicht nur das: Gott sagt zu jedem: »Weil du es bist!«, und ist bereit, das Äußerste für uns zu wagen ...
Zweifellos ansprechende Bilder und Aussagen! – Und doch kann sich auch schnell die Skepsis zu Wort melden: »Sind das nicht letztlich doch nur schöne Worte? Gibt es denn *Beweise*, dass dies wirklich stimmt?« Alles Mögliche wird heute genau untersucht und bewiesen – wenn aber von Gott und von Liebe die Rede ist, dann bleibt alles vage, da kann keiner einen Beweis auf den Tisch legen. Als kritische und »aufgeklärte« Menschen möchten wir aber genau und sicher wissen, ob »die Sache mit Gott« wirklich stimmt, ob es wahr ist, was in der Bibel über Ihn berichtet wird, ob es wahr ist, dass Er uns Menschen liebt ...!

Wir wollen sichere »Beweise«

»Ja, wenn wir sichere Beweise hätten, dann könnten wir leichter glauben und dann würden wir auch wirklich glauben!«, heißt es manchmal.
Aber: Was für ein Gott wäre das, der sich »beweisen« ließe – so beweisen ließe, wie wir dies von den Naturwissenschaften her kennen?! Dort muss der, der etwas beweisen will oder kann, notwendigerweise einen größeren Überblick haben. Er muss sozusagen »über den Dingen stehen«, insbesondere über dem, was er beweisen will! Wer Gott mit naturwissenschaftlichen Methoden zu beweisen sucht oder einen solchen Beweis fordert, der geht indirekt – wenn auch meist unbedacht – davon aus, dass er das, was mit Gott zusammenhängt, überblicken kann. Er geht davon aus, dass sein (menschlicher) Geist Gott »fassen« kann – sonst wären nämlich alle Beweisanstrengungen und -versuche von vornherein hinfällig.

Aber der Mensch ist nun mal nicht größer als Gott! Nein, der Mensch steht »unter« Gott, und der menschliche Geist ist – trotz

aller Anstrengung – nicht in der Lage, die Frage nach Gott zu überblicken, geschweige denn, Gott selbst zu erfassen. Wer meint, Gott durch *Beweise* zu finden, verhält sich ähnlich wie der Mann, der mitten in der Nacht unter einer Straßenlaterne suchend am Boden herumkriecht.

»Haben Sie etwas verloren?«, fragt ihn ein Polizist. »Ja, meinen Schlüssel.« Der Polizist bückt sich und hilft beim Suchen. Nach einiger Zeit fragt er: »Sind Sie denn sicher, dass Sie den Schlüssel hier verloren haben?« – »Nein«, antwortet der Mann, »verloren habe ich ihn da hinten – aber hier ist besseres Licht.«

So, wie der Mann seinen Schlüssel nie unter der Laterne finden wird, werden auch wir Gott nie finden, wenn wir versuchen, Ihn mit naturwissenschaftlichen Methoden zu greifen und zu beweisen. – Auf diesem Weg der Beweisführung »Sicherheit« über Gott zu erhalten ist weder möglich noch angemessen. Gewissheit über Gott können wir nur auf einem anderen Wege und nur in der Form einer »vertrauenden Sicherheit« erhalten. Und die erhalten wir dann, wenn wir uns auf Ihn *einlassen*.

Vielleicht erscheint das widersprüchlich – aber ist es mit dem Schwimmen nicht ähnlich? Da kann jemand, der selbst Schwimmen lernen will, viele Menschen beim Schwimmen beobachten, kann mit eigenen Augen sehen, dass und wie das Wasser sie trägt. Aber: Die Sicherheit darüber, ob und dass das Wasser auch ihn trägt, gewinnt die betreffende Person nur, wenn sie sich dem Wasser anvertraut – wenn sie sich tatsächlich aufs Schwimmen, d.h. auf das Loslassen des festen Bodens, einlässt. Alle theoretischen Überlegungen, so klug und nützlich sie auch sein mögen, können einem Menschen keine letzte Sicherheit darüber vermitteln, ob das Wasser auch ihn tatsächlich trägt.

Allein durch Überlegungen und Beobachtungen erlernen wir noch nicht das Schwimmen. – Schwimmen lernen wir nur, wenn wir uns darauf einlassen, es zu wagen – d.h., indem wir es immer wieder versuchen. Frei und ohne Hilfsmittel zu schwimmen wird uns nicht sofort gelingen, aber wenn wir »dranbleiben« und uns zunehmend der tragenden Kraft des Wasser anvertrauen, werden wir tatsächlich Sicherheit gewinnen: die »vertrauende Sicherheit«, dass das Wasser uns trägt.

Als »aufgeklärte Menschen« lassen wir uns gern von dem Grundsatz leiten: »*Erst, wenn ich weiß, dass es stimmt, bin ich bereit, mich auch darauf einzulassen.*« Und dementsprechend fordern wir zunächst Beweise. Wir wollen auf »Nummer Sicher« gehen. Und diese Vorgehensweise bestimmt unseren Alltag, auch unsere Beziehungen. Einen *Vorschuss an Vertrauen* zu wagen, fällt uns hingegen meist schwer. Aber nicht nur beim Schwimmen, sondern auch im menschlichen Umgang, vor allem für den Glauben gilt: »*Erst, wenn ich mich auf etwas einlasse, werde ich erfahren und wissen, dass bzw. ob es stimmt.*«

Nur wer sich ins Wasser begibt und bereit ist, den Boden unter den Füßen loszulassen, macht die Erfahrung, dass das Wasser trägt. Nur wer es wagt, sich auf Gott einzulassen, kann die Erfahrung machen, dass Gott existiert und für das eigene Leben von Bedeutung ist. Nur wer sich – vielleicht zuerst tastend und zaghaft – auf Gott einlässt, wird erfahren, dass der Glaube an Gott wirklich trägt, und dass das Vertrauen auf Gott nicht ins Leere geht.

Jesus Christus – eins mit dem Vater

Einer hat sich wie kein anderer tatsächlich so auf Gott eingelassen: Jesus. Er, der ganz Mensch war wie wir – dieser Jesus hat Gott ganz und gar vertraut. Aber nicht nur Jesu Ringen am Ölberg zeigt, dass auch für Ihn dieses gelebte Vertrauen keineswegs selbstverständlich und leicht war. Dennoch war für Jesu eigenes Selbstverständnis und für Seine Identität gerade Sein tiefes Gottvertrauen von zentraler Bedeutung: Die innige Vertrautheit und Einheit mit Gott, Seinem Vater, durchzieht Sein Leben wie ein roter Faden.

Man kann Jesus auf ganz unterschiedliche Weise betrachten und beschreiben: als Wundertäter, als Prediger und Sozialkritiker, als Prophet und Menschenfreund. Das alles ist richtig – und doch trifft es nicht Jesu tiefstes Wesen, Seinen innersten Kern, trifft nicht Seine eigentliche Identität!

Als der zwölfjährige Jesus mit Maria und Josef zum Paschafest nach Jerusalem zieht (vgl. Lukas 2,41-52), wird für sie dieser Kern Seines Wesens (schmerzlich) spürbar: Während sich Maria und Josef auf den Heimweg machen, bleibt Jesus unbemerkt im Tempel zurück.

Als Sein Fehlen bemerkt wird, suchen Ihn die beiden mehrere Tage lang und müssen erleben, dass für Jesus nicht die Beziehung zu ihnen, sondern zu Gott an erster Stelle steht, und zwar ohne Wenn und Aber.

Maria und Josef verstehen Jesu Handeln nicht. »Kind, wie konntest du uns das antun?«, fragen sie Ihn vorwurfsvoll. Doch der Knabe Jesus entschuldigt sich nicht. Er gibt nicht klein bei, sondern stellt unmissverständlich klar, dass Seine Beziehung zu Gott von besonderer Art ist, dass Er in einzigartiger Verbundenheit mit Gott lebt. Er, der ganz Mensch ist, ist ja nicht »nur« Mensch – Er ist zugleich Gott, ist »Gottes Sohn!« – »Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?«, gibt Er Maria und Josef zur Antwort und macht auf diese Weise deutlich, dass Seine Verbundenheit mit Gott, Seinem Vater, über allen menschlichen Bindungen steht.

Ohne es zu ahnen, rühren Maria und Josef mit ihrer menschlich mehr als verständlichen Frage – die zugleich einen Vorwurf enthält – an den Kern von Jesu Wesen. Seine innige Beziehung zum Vater, Seine vertrauensvolle Einheit mit dem Vater ist das, was Ihn zutiefst durchdringt und bestimmt. Diese liebende Beziehung sowie Sein sehr persönlicher Umgang mit Gott, den Jesus ganz vertraut »Abba« nennt, gehören ganz zentral zu Jesu Selbstverständnis, zu Seinem innersten Kern. Die Einheit mit dem Vater ist Teil Seines Wesens. Und Jesus sagt nicht nur: »Ich und der Vater sind eins« (Johannes 10,30), sondern bezeugt Seine Verbundenheit und Einheit mit dem Vater auch in Wort und Tat.

Mit Seiner »Antwort« an Maria und Josef, Seinem: »Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?«, wendet sich Jesus auch an jeden von uns: »Weißt du nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört? – Ist dir eigentlich bewusst, dass ich ganz auf den Vater hin orientiert bin und ganz von Ihm her, aus Ihm heraus lebe? Nur in dem Maße, wie du dies siehst und erkennst, wirst du mich wirklich verstehen und mit mir vertrauter werden.«

Zweifelsohne ist Jesus ganz Mensch wie wir. Und doch lebt Er Sein Menschsein anders als wir. Denn: Er, der Gott und Mensch

zugleich ist, baut nicht auf Seine menschliche Kraft, sondern lebt auch als Mensch ganz aus Gott, Seinem Vater.

Die Beziehung zum Vater durchzieht und bestimmt Sein Wesen. Sie vermittelt Ihm Halt wie Rückhalt. Sie ist der Motor und die Kraftquelle für Jesu Handeln. Deshalb verlässt Jesus auch immer wieder die Menschenmenge und sucht in der Stille und Einsamkeit die Nähe des Vaters: »In aller Frühe, als es noch dunkel war, stand er auf und ging an einen einsamen Ort, um zu beten«, berichtet das Markusevangelium (1,35). Er »verbrachte die ganze Nacht im Gebet zu Gott«, lesen wir bei Lukas (6,12).

Jesus weiß sich vom Vater getragen und gesandt. Und am Anfang des öffentlichen Auftretens Jesu, bei Seiner Taufe im Jordan, wird auch vom Vater diese besondere Verbundenheit bekundet und bezeugt: »Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden.« (Lukas 3,22)

Aber es geht Jesus nicht um eine »Exklusiv-Beziehung« zwischen Ihm und dem Vater. Im Gegenteil! Es geht um weit mehr – und es geht auch um uns! Entscheidend ist nicht, dass Jesus sich beim Vater geborgen und sozusagen »wohlt« fühlt, es geht bei allem auch um den Auftrag Jesu, um Seine *Sendung zu uns*. Er hat eine Botschaft für uns Menschen, und durch Ihn will sich der Vater uns Menschen offenbaren. In Jesus will Gott uns zeigen, wie Er, Gott, wirklich ist. So kann Jesus aufgrund Seiner innigen Vertrautheit und Einheit mit dem Vater denen, die nach Gott suchen, sagen: »Wer mich sieht, sieht den Vater.« (vgl. Johannes 14,9)

Gott selbst ist für uns Menschen nicht sichtbar. Jesus soll und will uns deshalb von Gott »Kunde bringen« (Johannes 1,18). In Seiner Person soll Er den Vater für uns sichtbar und erfahrbar machen. In Seinem Handeln will Jesus für uns erkennbar werden lassen, wie Gott ist – »wie groß die Liebe ist, die der Vater uns geschenkt hat« (1 Johannes 3,1).

Jesus Christus – Liebe ohne Wenn und Aber

Immer wieder spricht Jesus vom Vater. Er stellt Ihn uns z.B. als »Guten Hirten« und als »Barmherzigen Vater« vor Augen und will

uns ermutigen, Gott, Seinem und unserem Vater, wirklich zu vertrauen.

Wir Menschen haben viele und verschiedene – zutreffende wie falsche – Bilder und Vorstellungen davon, wie Gott ist bzw. zu sein hat. Ohne solche Bilder und Vorstellungen bliebe Gott für uns völlig im Dunkeln. Wie aber Gott wirklich ist, können wir nicht von uns aus erkennen – das kann nur Gott selbst uns offenbaren. In unseren menschlichen Bildern und Vorstellungen steckt aber auch eine Gefahr – die Gefahr, unseren Blick zu verengen oder in die falsche Richtung zu lenken. Deshalb hat Jesus – der uns ja das »wahre Bild Gottes« vor Augen führen möchte – immer wieder Seine Zeitgenossen überrascht, ihr scheinbares »Bescheidwissen« über Gott durchkreuzt und ihre Vorstellungen ent-täuscht und korrigiert.

Vor allem die Art und Weise Seines Umgangs mit den Menschen ist anders als erwartet. – Beim Oberzöllner Zachäus kehrt Er ein, und auch sonst hält Er mit Zöllnern und Sündern Mahl. Er wäscht Seinen Jüngern die Füße (und nicht einer von diesen Ihm – wie man erwarten könnte). Er richtet Niedergedrückte auf und heilt Kranke – und dies verbotenerweise sogar am Sabbat, dem Tag, der eigentlich ganz Gott geweiht ist. Gott die Ehre zu geben und uns Menschen Gottes Liebe erfahrbar werden zu lassen – das gehört für Jesus untrennbar zusammen.

Jesus sieht ja die vielfältige körperliche und seelische Not und wendet sich immer wieder dem Einzelnen zu. Frauen wie Männer holt Er aus dem Absichts, aus ihrer inneren Bedrängnis und Einsamkeit heraus. Dabei legt Er auch den Finger auf die tiefste Not, auf die mit der Sünde verbundene Gottesferne. Er vertuscht und überspielt sie nicht, sondern nennt die Sünde beim Namen. Doch verurteilt Er die Menschen nicht, sondern spricht ihnen Vergebung zu. Und dies in einem Maße, das alle unsere Vorstellungen sprengt. »Vater, vergib ihnen«, betet Er für Seine Henker – und dem Verbrecher, der Ihn am Kreuz aus tiefstem Herzen bittet: »Jesus, denk an mich!«, verheißt Er »Leben in Fülle!« »Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.« (Lukas 23,43)

Jesus grenzt nicht aus – niemanden! In Seiner Liebe wendet Er sich jedem und jeder zu. Allen will Er verkünden und durch Sein

Tun »beweisen«, wie groß Gottes Liebe zum Menschen ist, wie sehr jeder Einzelne Gott am Herzen liegt. Er, der ganz eins ist mit dem Vater, hat das Bestreben, uns deutlich zu machen, wie unermesslich Gottes Liebe zu uns ist.

Deshalb wird Er – der Sohn Gottes – ja Mensch, deshalb lässt Er, also Gott selbst, sich so auf unser menschliches Leben mit all seinen Nöten und Dunkelheiten ein.

Eine Geschichte mag das Gesagte verdeutlichen: Da ist ein eifriger Gärtner und Schneckenliebhaber. Lange Zeit hindurch erfreut er sich am friedlichen Miteinander seiner Schnecken. Doch eines Tages bemerkt er, dass in seinem Schneckenvolk Unfriede ausgebrochen ist. Er möchte den Streit schlichten, muss aber feststellen, dass er sich seinem Schneckenvolk als Mensch – d.h. »von oben« und aus der Distanz heraus – nicht recht verständlich machen kann. Und so kauert er sich nieder, ja, er legt sich flach auf den Boden und agiert wie eine Schnecke. Er spricht sozusagen »von Schnecke zu Schnecke« mit den Seinen ...³

Dies zu glauben und es sich innerlich vorzustellen, fällt vielleicht zuerst einmal gar nicht leicht. Da meldet sich womöglich eher der (empörte) Gedanke: »Wie kann sich ein erwachsener Mensch nur so verhalten?« – Doch die dazugehörige Geschichte lässt nachdenklich werden. Der Schneckenliebhaber geht in die Knie und kauert am Boden, weil ihm die Schnecken am Herzen liegen.

Geht Gott nicht ähnlich, ja noch viel intensiver, vor uns und für uns »in die Knie«? Macht Er sich nicht klein und kommt sozusagen »auf unser Niveau«, wenn Er in Jesus Christus Mensch wird, den Jüngern die Füße wäscht und sogar wie ein Verbrecher stirbt?! Und all das, weil wir Ihm so sehr am Herzen liegen ...!

Ja, so ist Gott: Er macht sich gleichsam »zur Schnecke«, um in Jesus »von Mensch zu Mensch« – auf gleicher Augenhöhe – mit uns und zu uns zu sprechen. So groß ist Seine Liebe zu uns, dass Er nicht uns, die wir es eigentlich »verdient« hätten, sondern sich selbst »zur Schnecke« macht. Und dieser Liebe bleibt Er treu, Er lebt sie bis zum Letzten. Auch als Ihn Seine Jünger schmähslich verlassen, liebt Er dennoch weiter. Eine solche Liebe können wir Menschen uns weder ausdenken noch erträumen. Solche eine Liebe übersteigt

nicht nur unsere menschlichen Möglichkeiten und Kräfte, sondern auch unsere kühnsten Hoffnungen und Erwartungen ...

Ein solches Lieben ohne Wenn und Aber, ohne Vorbehalt und Erwartungsdruck – das war und ist Jesus nur möglich, weil Er sich seinerseits ganz der Liebe des Vaters anvertraute. Diese ist Ihm Kraft und Halt – in ihr hat Er den notwendigen Rückhalt. Aus diesem Vertrauen heraus ist Jesus tatsächlich fähig und bereit, sich ganz einzusetzen und hinzugeben – bis zum Letzten.

Jesus Christus – Gottes größter »Liebesbeweis«

Welche Liebe »herrscht« da in Gott – im Dreifaltigen Gott! Wie sehr drängte es Gott, uns Menschen nicht nur zu erschaffen, uns das Leben zu schenken, uns Teilhabe an Seinem Leben anzubieten, sondern auch, den Sohn als Boten der Liebe zu uns zu senden. Und Dieser wird Mensch, wird einer von uns, geht sozusagen für uns und vor uns in die Knie.

Als Mensch ist Jesus dann sogar bereit, noch weiter »hinabzusteigen« und sich freiwillig in die tiefste Dunkelheit hineinzubegeben. Er erleidet die Verlassenheit, die Ablehnung, den Widerspruch und den Hass, der Ihm in der Lieblosigkeit und Bosheit der Menschen, d.h. in der Sünde, entgegentritt. Er durchleidet die ganze Not von Sterben und Tod.

(Wie) Ist eine solche Liebes-Bereitschaft überhaupt menschenmöglich? Sind solch ein abgrundtiefes Vertrauen und solch eine grenzenlose Liebe tatsächlich leibar? – Nun, an Jesus sehen wir, dass dies möglich ist: Er hat es tatsächlich vorgelebt und liefert so den »Beweis«. Ja, Er selbst ist der »Beweis« dafür, wie groß und stark Gottes Liebe ist, dass sich der Mensch tatsächlich auf diese Liebe verlassen kann, und dass diese Liebe den Menschen wirklich trägt.

Und dennoch: Auch Jesus musste – nicht anders als wir – sich zu einem solchen Vertrauen erst regelrecht »durchkämpfen«. Vor allem die letzten Tage Seines Lebens zeigen, dass Ihm dieses Vertrauen und diese Liebe nicht einfach in den Schoß fielen. Wir wissen von Seinem Ringen am Ölberg, als Er Leid und Tod auf sich zu kommen sah. Da war Er tief erschüttert – Sein Schweiß war »wie Blut, das auf die Erde tropfte« (Lukas 22,44). Jesus rang darum, auch

in dieser Situation Gott noch trauen zu können. Und Er wurde in Seinem Beten und Ringen erhört! Nicht, dass Gott das Leid weggenommen hätte. Dann hätte Jesus es besser gehabt als wir. Nein, der Vater nimmt Ihm nicht das Leid, Er nimmt nicht die Last – und erhört dennoch Jesu Gebet, indem Er Ihn befähigt, auch im bevorstehenden Leid nicht von der Liebe abzulassen. Der Vater schenkt Jesus dazu die nötige Kraft, Er stärkt Herz und Schultern, die Last zu tragen.

So konnte Jesus aus der Kraft des Vertrauens heraus Seiner Sendung treu bleiben und die unfassbar große Liebe Gottes bekunden: Auf die vielfältig erfahrene Ablehnung, auf das Verhalten Seiner Jünger wie Seiner Henker, reagierte Er mit Liebe und Erbarmen. All den körperlichen und seelischen Schmerz (er)trug Er in Liebe.

»Ich mag dich leiden«, sagen manchmal Menschen, die sich lieben, zueinander. Sie denken dabei nicht unbedingt daran, dass Leid und Liebe tatsächlich zusammengehören ... In Jesus hat beides, Leid wie Liebe, eine letzte Zuspitzung gefunden. Mit und in Seinem Kreuzestod verkündet Jesus: Und Gott liebt trotzdem – Gott sagt trotz allem Ja zu Euch – aus ganzem Herzen – ohne Wenn und Aber.

Jesus lebt diese Liebe Gottes so radikal, dass Er sich nicht zu schade ist, am Kreuz wie ein Verbrecher zu sterben. Rein menschlich gesehen sieht das nach Scheitern aus. Aber von Gott her gesehen bildet das Kreuz die letzte, die intensivste und nicht mehr zu überbietende Offenbarung der Liebe Gottes. In Seinem Sterben am Kreuz offenbart Jesus, dass die Liebe Gottes absolut und unwiderlich gilt. Unter keinen Umständen wendet sich Jesus von uns Menschen ab, weder von den ängstlichen Jüngern, die davonlaufen, noch von Petrus, der Ihn verleugnet, noch von den Vielen, die Ihn ans Kreuz brachten. Ihnen allen hält Jesus die absolute und unbedingte Liebe Gottes entgegen. Ihnen allen bleibt Er zugewandt – trotz aller Auflehnung und Ablehnung – selbst bei Seinem Tod am Kreuz. Das Kreuz lässt uns sowohl die Sünde des Menschen erkennen, als auch die erbarmende Liebe Gottes. Das Kreuz ist Gottes größter Liebesbeweis: »Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.« (Johannes 15,13)

In Jesus bekennt Gott »Farbe«, zeigt endgültig Sein Gesicht. In Jesus hat sich Gott auf unübertreffliche Weise als Der zu erkennen gegeben, der ganz und gar Liebe ist. Jesus ist das uns Menschen zugewandte Antlitz Gottes. Er zeigt, dass Gottes Liebe grenzenlos und bedingungslos ist.

Jesus wurde Mensch, einer von uns, damit wir Gottes Antlitz, das Antlitz einer Liebe, die reine Güte und Erbarmen ist, sehen und erkennen können. Es ist dies eine Liebe, die nicht oben bleibt, nicht drüber steht, sondern sich zu uns herabneigt, sich uns zuwendet.

Und diese Liebe hat einen langen Atem. Jesus lebte diese Liebe bis zum Tod. Im Alten Testament heißt es: »Stark wie der Tod ist die Liebe«. (Hoheslied 8,6) Das ist schon sehr viel. Aber seit Jesu Auferstehung wissen wir: Diese Liebe ist nicht nur stark wie der Tod, sie ist sogar stärker als der Tod. Gottes Liebe hat die scheinbar unbezwingbare Macht des Todes gebrochen.

Das Kreuz, der Karfreitag ist nicht das Ende. Gottes Liebe hat nicht verloren. Sünde und Tod haben nicht das letzte Wort. Seit Ostern wissen wir: Gottes Liebe ist stärker, Seine Liebe hat den längeren Atem. Darum feiern wir Woche für Woche den Sonntag als Tag der Auferstehung, als Tag des Sieges der Liebe über alles Unheil der Welt, über Sünde und Tod.

*Karfreitag zeigt, wozu der Mensch fähig ist –
Ostern zeigt, wozu Gott fähig ist.*

Diese Liebe will Gemeinschaft schenken und stiften ...

Eine solche Liebe können wir Menschen uns weder ausdenken noch erträumen. Ganz im Gegenteil: Sie ist und bleibt eine Provokation. Verständlich, dass diese Liebe immer wieder Schwierigkeiten und Ablehnung hervorrief und hervorruft. Stellt doch Jesus mit Seinem Verhalten unsere üblichen und eingefahrenen Vorstellungen und Verhaltensweisen völlig auf den Kopf.

Ganz anschaulich zu sehen und zu erleben war dies bei der Fußwaschung. Petrus wehrte sich ja dagegen: »Das geht doch nicht! Umgekehrt müsste es sein.« – Petrus hat ein durchaus richtiges Gespür: Was Jesus tut, stellt in der Tat das Gewohnhe auf den Kopf! Er, der Herr und Meister, ist vor den Jüngern in die Knie gegangen und geht auch

vor uns in die Knie. Und Er hat Petrus den Grund für dieses »In-die-Knie-Gehen« genannt: »Du hast keine Gemeinschaft mit mir, wenn ich dir nicht die Füße wasche.« (vgl. Johannes 13,8) Nicht der Mensch geht vor Gott in die Knie, sondern zuerst Gott vor uns Menschen. Und Gott tut dies, um uns Seine Nähe und Gemeinschaft zu schenken. Nicht nur bei der Fußwaschung, sondern auch sonst, stellen die Zuwendung und Liebe Gottes unsere »normalen« Vorstellungen auf den Kopf. – Sich darauf einzulassen, dies an sich geschehen zu lassen, das stellt nicht nur für Petrus, sondern auch für uns eine Herausforderung dar ...

Nicht wir wenden uns zuerst Gott zu, nein: Er setzt den Anfang, wendet sich uns zu und stiftet so neue Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch. Mit Seiner sich herabbeugenden Liebe wirbt Gott um unser Herz, um unsere Zuwendung zu Ihm. Gott zwingt nicht, Er zwingt sich uns nicht auf, Er zwingt uns nicht in die Knie, Er zwingt uns nicht zum Gebet und auch nicht in die Kirche.

Nein, Gott zwingt nicht – Er *wirbt* um uns. Mit Seiner Liebe umwirbt Er unsere Herzen. Er will uns nicht mit Tricks für sich gewinnen, sondern sucht unsere freie Zustimmung: Jesus hat das wiederholt deutlich gemacht. Immer wieder hat Er den Menschen die Freiheit gelassen, auch wieder (von Ihm weg) zu gehen. Seine Sehnsucht ist es freilich, dass wir uns für Ihn öffnen. Er umwirbt uns, Er hofft und ersehnt, dass wir uns für Seine Liebe öffnen – für die Gemeinschaft mit Ihm.

Im vorausgehenden Kapitel wurde Jesu Zuwendung zum Menschen mit Hilfe des Bildes von der Grube beschrieben – dieser Grube, in die ein Mensch geraten ist, und aus der er mit eigener Kraft nicht mehr herauskommt. Aufgrund Seiner Vertrauens zum Vater und Seiner Liebe zu uns Menschen wagt Jesus – so wurde gesagt – den Sprung ins Dunkel und begibt sich in die Ohnmacht, Aussichtslosigkeit und Verzweiflung dieses hilflosen Menschen.

Damit bringt Er nicht nur Licht in das Dunkel, sondern will diesem Menschen – ja, jedem Menschen – auch Anteil an Seinem Licht, an Seinem Vertrauen und an Seiner Liebe geben. Jesu Bestreben ist es, dass ein Funke von Ihm auf uns überspringt, denn Er will uns An-

teil an Seinem Leben geben. Er will den Geist und die Gesinnung Seines Herzens an uns, an unser Herz, weitergeben.

Dass ein Funke überspringen kann, das kennen wir aus verschiedenen Lebenssituationen. Das kann man z.B. bei einem frohen Fest erleben oder bei einer mitreißenden Musik- bzw. Theateraufführung. Ebenso haben wir vermutlich schon alle erfahren, dass die Gegenwart eines Menschen uns im Herzen verändern kann: So kann das liebevolle Zuhören eines Menschen ein verzagtes Herz wieder Mut schöpfen lassen. Andererseits aber kann z.B. ein mürrischer Mensch die Herzen seiner Mitmenschen trüben und verdunkeln. »Ein böses Wort ergibt das nächste«, sagt die Volksweisheit. Der Umgang mit einem aggressiv gestimmten Menschen kann uns selbst aggressiv werden lassen – und wir geben unsere Aggressivität wieder an andere weiter, die ihrerseits die aggressive Stimmung weiter verbreiten ...

Allein die Liebe vermag diesen Teufelskreis zu durchbrechen. Ja, mit Seiner Liebe hat Jesus diesen Teufelskreis tatsächlich durchbrochen! Zwar erleben wir – als Folge unserer menschlichen Gebrochenheit – im Miteinander nicht nur »ansteckende Liebe«, sondern nach wie vor auch die Spirale der Gewalt. Aber das Dunkle hat nicht das letzte Wort: Denn indem Jesus in die Dunkelheit und Ohnmacht, in die Gottesferne, in Sünde und Tod hineinging und all diese Angst, Verzweiflung und Widerwärtigkeit mit Seiner Liebe berührte, ja in Seine Liebesbeziehung zum Vater hinein nahm, setzte Er von innen her eine Verwandlung in Gang. – Mit Seiner Liebe will Er eine ansteckende Gesundung unter uns auslösen:

Was verkrampft ist, will Er entkrampfen; den Menschen, der sich wertlos fühlt oder dessen Ehre von anderen mit Füßen getreten wird, will Er neu mit Ehre krönen; den, der um sich selbst kreist, will Er für das Vertrauen zum Vater öffnen.

Jesus möchte uns in Seine Beziehung zum Vater hineinnehmen, uns an Seiner Liebesgemeinschaft mit dem Vater Anteil geben. Wir sind gewohnt, »Vater unser« zu beten. Ebenso wie Jesus sagen wir ganz selbstverständlich »Abba-Vater«.

Zur Zeit Jesu war das gar nicht selbstverständlich. Im Gegenteil: Als Jesus von Gott als »Seinem Vater« sprach, wollten Ihn die Juden

steinigen. »So spricht man nicht von bzw. mit Gott, das ist eine falsche Vertrautheit, du machst dich selbst zu Gott«, warfen sie Ihm vor. – In der Tat: Es ist nicht selbstverständlich, so vertraut zu Gott zu sprechen. Von uns Menschen her gesehen, ist das anmaßend. Aber wir beten ja nicht einfach von uns aus so. Gott selbst hat uns ja durch Jesus Christus die Abba-Vater-Anrede »angeboten«.⁴

Aus einer innigen Verbundenheit mit Jesus dem Vater vertrauen, wie Er zum Vater gehören, an der göttlichen Gemeinschaft Anteil haben – das übertrifft unsere kühnsten Vorstellungen und Träume. Das gibt aber auch unserem Leben eine ganz andere Grundlage und Perspektive: Nicht ein blindes Schicksal, nicht der Zufall, sondern Gottes Liebe steht über allem und umfängt alles. Jesus ist dafür Zeuge und »Beweis«.

... und sucht Mit-Liebende

Gemeinschaft mit Gott, Anteil an Seinem Leben haben, das bedeutet auch: Sich auf Seine Liebe zu den Menschen einlassen, mit Ihm und wie Er die Menschen bejahen.

Dies umzusetzen ist ein Prozess, ein (lebens)langer Weg – ein Weg, der uns – rein menschlich betrachtet – total überfordert. Denn einen anderen Menschen nach dem Beispiel Jesu aus ganzem Herzen zu bejahen, das schafft keiner!

Aber das fordert Gott auch nicht von uns! Gott geht es nicht darum, dass wir Menschen uns unter Druck bringen (lassen), uns übermenschlich anstrengen und mühen – nein, es geht Ihm darum, dass wir uns vertrauensvoll Seine Liebe öffnen und mit Seiner Hilfe und Seinem Erbarmen (biblisch: mit Seiner Gnade) rechnen. Und Er will Mit-Liebende. Dazu hat Er uns geschaffen, dahin will Er uns verwandeln.*

* Es kann sinnvoll sein, sich immer wieder die Spuren Seiner Liebe in Erinnerung zu rufen, und (deshalb) vielleicht auch weiterhin (oder jetzt in einem zweiten Anlauf) die Spuren Gottes im eigenen Leben festzuhalten. Im »Teilnehmerheft« gibt es dafür auf S. 40/41 Hilfen und Anregungen.

Der Blick auf die guten Erfahrungen im eigenen Leben, der Blick auf die fürsorgende und sich uns voll Erbarmen zuwendende Liebe des Vaters soll uns ermutigen, uns immer mehr – mit unserer Freiheit – für Ihn zu öffnen, und uns auf Ihn und Seine Liebe einzulassen.

SEIN Leben wählen – SEINER Liebe trauen?!

Post ist im Briefkasten: eine eher unerwartete, aber höchst ehrenvolle Einladung ... – Wer freut sich nicht über eine solche Einladung oder auch über die stilvolle Aufforderung zum Tanz (»Darf ich bitten?«), über einen Liebesbrief oder ein verlockendes (z.B. berufliches) Angebot? Einladungen sowie Angebote und Liebesbriefe bedürfen der *Antwort*. Keine Antwort oder ein zurückhaltendes »Mal sehn ...« ist auch eine Antwort ...

In den vorausgehenden Kapiteln haben wir unseren Blick immer wieder auf die Einstellung und Beziehung Gottes zu uns gerichtet. Seine Sehnsucht danach, dass wir an Seinem Leben teilhaben, sowie die Art und Weise Seiner liebenden Zuwendung zu einem jeden, dies alles übertrifft bei weitem unsere Vorstellungen und Erwartungen. Kann man diese Angebote Gottes nicht mit einer »Aufforderung zum Tanz« vergleichen? Sagt Jesus, unser leidenschaftlicher Liebhaber, nicht zu jedem von uns: »Darf ich bitten?«!

Wir müssen uns nicht auf Seine Einladung und Aufforderung einlassen, wir können sagen: »Jetzt noch nicht«, wir können Ihm einen »Korb« geben. Aber: Einer grundsätzlichen Stellungnahme zu Seinem Werben können wir uns nicht entziehen. Wir kommen nicht daran vorbei, zu antworten, Stellung zu beziehen und uns zu entscheiden.

Eigentlich sollte unsere Antwort doch klar sein: Wenn Gott uns so liebt, wenn jede und jeder Ihm so am Herzen liegt, »sollte« die Antwort eigentlich lauten: »Ja, gerne lasse ich mich ganz auf deine Liebe ein!« Doch leider ist das nicht so einfach. Uns geht es da vielfach ähnlich wie dem Zuschauer aus der Geschichte mit dem Artisten, der auch eine ganz unerwartete Einladung erhielt:

In 10 m Höhe schiebt dieser Artist wie selbstverständlich eine mit einem schmerzhaften Sack beladene Schubkarre auf einem hoch über dem Marktplatz ausgespannten Drahtseil. Am Ziel angekommen, erhält er Beifall. »Zugabe«, fordern die Zuschauer. – Da fragt der Artist einen

*der Zuschauer: »Glauben Sie wirklich, dass ich das nochmals schaffe?«
 – »Ja, sicher schaffen Sie das!« – »Wenn Sie so überzeugt sind, dann steigen Sie doch ein, dann fahre ich Sie statt des Sacks hinüber.« –
 Der Zuschauer ist verwirrt und verlegen: »Ach nein, so habe ich das auch wieder nicht gemeint.«*

Nicht nur Zuschauer sein, sondern sich tatsächlich einlassen ...

Wenn wir herausgefordert sind, nicht nur Zuschauer zu sein, sondern uns wirklich einzulassen, uns zu entscheiden, dann wehrt sich meist etwas in uns. Wir werden unsicher und fragen:

- »Ist das mit der Liebe wirklich so sicher, mache ich mir da auch nichts vor, bilde ich mir das nicht doch nur ein?«
- »Ist Gott wirklich da, kümmert Er sich wirklich um mich, trägt und hält Er mich?«
- »Und wenn ich mich tatsächlich und wirklich auf Gott einlasse: Was macht Er dann mit mir ...?«
- »Sorgt Gott wirklich für mich? Oder will Er mir vielleicht Gutes vorenthalten ...?«

Wenn uns solche oder ähnliche Fragen überkommen, besteht leicht die Gefahr, dass Beklemmung und Angst das Herz gefangen nehmen. Und dann kann es uns schnell gehen wie den Menschen bei der Geschichte vom Sündenfall: Zweifelnd, ob Gott wirklich für sie sorgt, meinten sie, ihr Glück selbst in die Hand nehmen zu müssen. So griffen sie selbst nach der Frucht am Baum.

Situationen, die uns radikal herausfordern, machen sichtbar, dass es in uns selbst immer wieder ein Ringen und Kämpfen gibt. Ähnliches gilt auch für unseren Glaubensweg: Da haben wir einerseits die Sehnsucht, uns wirklich auf Gottes Liebe einzulassen, spüren andererseits aber zugleich unsere Angst und merken, wie uns etwas regelrecht zurückhält. In solchen Situationen wird uns Menschen deutlicher als sonst bewusst, wie sehr wir doch um uns selbst kreisen und in uns selbst verstrickt sind.

Je mehr einem Menschen innerlich aufgeht, wie sehr wir Gott am Herzen liegen und wie sehr Er sich für uns engagiert, umso stärker

ker beginnt sich etwas in seinem Innern zu regen: Denn wenn es beginnt, uns unter die Haut zu gehen, dass Jesus es mit Seiner Liebe todernt meinte und meint, dann können wir nicht (mehr) bloße Zuschauer bleiben. Trotz aller Widerstände und inneren Reserven spüren wir dann in uns auch den Wunsch und die Sehnsucht, Jesu Einladung zu folgen und »in die Schubkarre einzusteigen«. Wenn wir dieser Sehnsucht Raum geben und uns auf sie einlassen, dann wird das Feuer des Glaubens neu oder stärker in uns entflammt, dann wird unser Glaube konkreter und lebendiger.

Solch ein inneres Erwachen ist für uns, vor allem dann, wenn wir meist eher oberflächlich leben, alles andere als selbstverständlich. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, dass wir dabei auch unsere Grenzen, unsere Fesseln, Widerstände und Abwehrkräfte deutlicher spüren. Als reine Zuschauer und Mitläufer merken wir diese Widerstände und Fesseln kaum. Sie werden erst sichtbar und dann auch schmerzlich spürbar, wenn wir uns »auf-machen« (wollen), wenn wir uns ganz konkret der Frage stellen, ob wir der Liebe Gottes tatsächlich trauen. Wenn wir vor der Entscheidung stehen, ob wir uns mit unserem ganzen Leben der Macht dieser Liebe anvertrauen, werden unsere Widerstände und Blockaden wach und melden sich deutlich zu Wort.

In solchen Situationen sind wir hin- und hergerissen. Einerseits sehnen wir uns danach, uns Gott ganz anzuvertrauen, wollen Angst und Misstrauen ablegen und loslassen. Andererseits aber spüren wir, dass gerade diese und andere Kräfte und Mächte nicht nur uns (fest)halten, sondern dass wir uns auch an sie klammern. Verständlich, denn die bisherigen Lebenseinstellungen sind ja wie vertraute und eingefahrene Geleise. So möchten wir am liebsten beides: Festhalten am Gewohnten – und dennoch loslassen und Neues wagen. Das aber geht nicht! Im Spagat können wir auf Dauer nicht stehen, geschweige denn gehen und vorwärts kommen ...

Ja und Nein – beides ist in uns

Wir sind dann oft nicht nur hin- und hergerissen, sondern auch unentschieden und stehen wie Unentschlossene an einer Weggabelung: Einerseits wollen wir den (neu erkannten) Weg des Vertrauens

gehen – andererseits aber nicht die Fäden aus der Hand geben. Der uns schon bekannte Weg hat ja auch seinen Reiz! Vor allem sind wir mit ihm vertraut, wir sind auf ihn eingespielt und kennen uns aus. Das gibt – zumindest eine gewisse – Sicherheit.

Können wir nicht doch beide Wege gehen? Am liebsten wäre uns, wir könnten das eine tun, ohne das andere zu lassen ...

Das aber geht nicht. Solange wir uns nicht entscheiden und uns von beiden Seiten hin- und herziehen lassen, haben wir den einen der Wege noch nicht wirklich losgelassen. Wir schieben die mit der Entscheidung verbundene Herausforderung immer wieder vor uns her. So kommen wir aber nicht weiter. Vor allem kommen wir nicht zu der Erfahrung, dass das Vertrauen auf Gott nicht ins Leere geht, sondern wirklich trägt und uns – entgegen aller Befürchtungen – nicht zu kurz kommen lässt.

In jedem Leben gibt es vielfältige Situationen, die zur Entscheidung herausfordern und den Einzelnen fragen lassen:

- »Melde ich mich zu Wort, sage ich meine Meinung – oder nicht?«
- »Gehe ich auf eine unsichere Situation, z.B. auf einen schwierigen Menschen, zu – oder nicht?«
- »Wage ich ein schon länger fälliges Gespräch – oder schiebe ich es weiter vor mir her?«
- »Sage ich die Wahrheit – oder versuche ich, mich durchzuschlängeln?«
- »Halte ich inne, nehme ich mir Zeit zu Besinnung und Gebet – oder muss ich dieses und jenes erst unbedingt erledigen?«
- »Will ich den Schmerz der Vergangenheit loslassen, bin ich bereit, zu verzeihen – oder habe ich Angst, damit etwas aufzugeben, zu verlieren?«
- ...

Meist ist uns auf den ersten Blick hin gar nicht bewusst, dass solche und ähnliche Situationen immer auch mit Gott, nämlich mit unserem Vertrauen zu Gott, zu tun haben. Gottes Nähe und Zuwendung ist ja zugleich Einladung und Zusage: Wenn es wirklich Gottes Liebe ist, die uns ruft, einer unangenehmen Situation nicht auszuweichen, dann können wir – in dem Vertrauen, dass Er wirk-

lich da ist und uns nicht allein oder gar fallen lässt – es auch tatsächlich wagen, dem Anruf zum Guten und Rechten, d.h. der Stimme unseres Gewissens, zu folgen ...

Es ist eigenartig, es kann verunsichern und entmutigen: Je mehr wir uns auf den Weg des Vertrauens einlassen, je wichtiger Gott uns wird und je mehr in uns die Sehnsucht wächst, Ihm zu vertrauen, desto vermehlicher spüren wir auch den Kampf in uns. Deutlicher als früher werden wir uns unserer Ängste, Widerstände, Blockaden und Fesseln bewusst.

Das kann verwirren, braucht uns aber eigentlich nicht zu verwunden. Ist es mit dem Staub im Zimmer nicht ähnlich? Erkennen wir ihn nicht auch erst im Licht der Sonne so richtig und (vielleicht auch erschreckend) klar? Mit unseren eigenen Abwehrkräften und Widerständen ist es nicht anders: Erst im Licht der Liebe Gottes werden uns unsere Angst und der damit verbundene Widerstand gegen das Vertrauen so richtig bewusst. Wir spüren, dass wir auf unserem Lebensweg immer wieder an Weggabelungen kommen, d.h. in Situationen, in denen wir der Entscheidung zwischen Vertrauen auf Gott und Kreisen um uns selbst nicht (mehr) ausweichen können.

Sich den Herausforderungen stellen und sich auf sie einlassen ...

Das ist oft unangenehm und belastend. Aber wir brauchen deshalb nicht den Kopf in den Sand zu stecken. Gott lädt uns ja immer wieder neu ein, uns dem Leben zu stellen und den Herausforderungen ins Auge zu schauen. Solche Herausforderungen können, aber müssen uns nicht entmutigen oder niederdrücken: Gottes liebende Nähe kann und will ja bestärken und ermutigen, vor den vielen großen und kleinen Herausforderungen des Lebens nicht wegzulaufen, sondern sich auf die nicht immer leichten, aber dennoch anstehenden Entscheidungen einzulassen.

Und so fordert Gott uns in Liebe heraus: Jeden und jede lädt Er ein, sich mehr und mehr auf den Weg des Vertrauens einzulassen. – Und es gibt in jedem Leben Bereiche und Gegebenheiten, in denen diese Herausforderung und Aufforderung besonders deutlich bewuszt wird: Immer dann, wenn wir an unsere menschlichen *Grenzen*

stoßen, wenn wir mit unserer Kraft und Freiheit nichts mehr bestimmen oder verändern können, stehen wir vor der Entscheidung, entweder vertrauend *Ja* oder ausweichend bzw. ablehnend *Nein* zu sagen. Solche Grenzerfahrungen gehören zu unserem Leben. Wir können ihnen nicht unentwegt aus dem Weg gehen. Besonders die nachfolgend beschriebenen Grundgegebenheiten des Lebens holen uns vielmehr immer wieder ein und fordern uns je persönlich zur Stellungnahme und Entscheidung heraus:

- So sind wir völlig *unfrei* hinsichtlich unserer *Existenz*:

Keiner von uns wurde gefragt, ob er (jetzt) leben will, ob er Junge oder Mädchen sein möchte. Ja, es ist gar nicht möglich, vorher gefragt zu werden. Denn um gefragt werden zu können, müssten wir bereits existieren. – Deshalb gibt es angesichts der Tatsache, dass wir ungefragt und mit all unseren ganz konkreten Eigenschaften da sind, für uns nur zwei Möglichkeiten: Wir können sagen: »Ich mag mich (so) nicht!«, bzw.: »Ich mag mich überhaupt nicht!«, oder: »Ja, ich nehme mein Leben, ich nehme mich selbst an!« Ob wir wollen oder nicht: Wir müssen Stellung nehmen bzw. haben schon Stellung bezogen!

- Ebenso unfrei sind wir Existenz auch gegenüber unserer *Vergangenheit*, unserer bisherigen Lebensgeschichte:

Von dem, was an uns und durch uns geschehen ist, können wir nichts mehr ungeschehen machen oder verändern. Was tun? Wir können ein Leben lang mit bestimmten Ereignissen unserer Lebensgeschichte hadern – äußerlich oder auch »nur« innerlich. Aussagen wie: »Ich will nichts mehr damit zu tun haben!«, »Ich werde damit nicht fertig!«, sind immer wieder zu hören. Verständlich, denn auf uns selbst gestellt, erfahren wir uns den Geschehnissen unserer Vergangenheit gegenüber hilflos und ohnmächtig.

Wenn es aber stimmt, dass Jesus uns nicht »im Loch sitzen« lässt,

dann ist Seine Zuwendung immer zugleich auch die Einladung, ja die Aufforderung, sich auf Ihn einzulassen; den Schritt des Vertrauens zu wagen, dass Gott uns auch in diesen Situationen nicht allein – und erst recht nicht fallen gelassen hat.

Könnte daraus nicht ein Gebet wachsen? Ein Gebet, in dem wir vielleicht sprechen:

»Gott, ich möchte Frieden finden können mit dem, was hinter mir liegt. Ich möchte immer mehr glauben (können), dass du auch in den schweren und schmerzlichen Situationen meines Lebens bei mir warst, dass du meine Wunden heilen wirst und mir meine Schuld vergibst. Ich möchte darauf vertrauen (können), dass du Versöhnung und Neuanfang möglich machst.«

- Ebenso wie unsere Vergangenheit haben wir auch unsere Zukunft nicht in der Hand:

Wir können vieles planen, bereiten, gestalten. Aber wirklich fest in der Hand haben wir gar nichts. Vielmehr werden wir Tag für Tag älter – und das Sicherste an unserer Zukunft ist der Tod. Wir können das Alterwerden nicht aufhalten. Den Prozess des Schwächerwerdens können wir vielleicht verzögern, aber nicht verhindern. Man kann den Tod bisweilen ein Stück weit hinauschieben – aufheben aber können wir ihn nicht!

So gibt es auch angesichts unserer Zukunft und vor allem angesichts des Todes – letztendlich – wiederum nur zwei Möglichkeiten: Entweder müssen wir das Leben im Letzten doch als sinnlos und absurd betrachten, oder aber wir lassen uns darauf ein, zu vertrauen, dass Gottes Liebe wirklich stärker ist als alles Dunkel, einschließlich des Todes.

Am Ende »müssen« wir alles loslassen. Wir werden nichts mehr in der Hand haben und auch nicht haben müssen. Gerade das kann zu einer Herausforderung werden, das Vertrauen auf Gott wirklich zu wagen. Und Er erwartet nicht *etwas* von uns, sondern einfach nur *uns* – mit unserem Vertrauen zu Ihm.

- Schließlich haben wir auch nicht in der Hand, was sozusagen über uns steht. Wir können nicht darüber befinden oder entscheiden, ob es *Gott* gibt oder nicht; auch nicht, wie Er ist und wie Er zu handeln hat. Ebenso wenig sind wir in der Lage, über Wahrheit

und Gerechtigkeit zu bestimmen oder gar über sie zu verfügen. Wir haben uns vielmehr deren Anspruch zu fügen.

Auch hier stoßen wir, stößt ein jeder an Grenzen, erfährt sich als unfrei. Dagegen kann man sich wehren. Man kann sich innerlich abschotten und mit diesen Grenzen hadern ... Doch kommt man – je für sich – nicht daran vorbei, festzustellen: Der Grund-Entscheidung, ob ich angesichts dieser Grenzen *Ja* oder *Nein* zu mir, zu meinem Leben und zu diesen Grund-Gegebenheiten sage, kann ich letztlich nicht wirklich ausweichen. Ich kann diese Grenzen eigentlich nur annehmen und bejahen oder aber die Annahme verweigern – direkt, indem ich ablehne oder verneine, oder indirekt, indem ich der Stellungnahme aus dem Weg gehe.

Wir Menschen – immer wieder herausgefordert, zu vertrauen

Die oben genannten (Vor)gegebenheiten sind Realitäten unseres Lebens, in denen wir deutlich spüren, dass wir in Wirklichkeit gar nicht so frei bestimmen und handeln können, wie wir gerne möchten. Ja, an diesen – für unser Leben zweifellos zentralen – Punkten haben wir die Zügel überhaupt nicht in der Hand. In diesen Situationen sind wir vielmehr machtlos und haben nichts zu bestimmen.

Vor diesen Tatsachen können wir auch nicht mehr unentschieden bleiben. Jede und jeder ist vielmehr zur Entscheidung herausgerufen und muss sich fragen: »Erkenne ich an, mit leeren Händen dazustehen, oder verschließe ich vor dieser Grundsituation meines Lebens die Augen? Stelle ich mich diesen Gegebenheiten, oder verharre ich in Abwehr oder Verweigerung, im Klagen, in Unzufriedenheit oder Groll?«

Bei all diesen Fragen sind wir in unserem Glauben herausgefordert: Vertrauen wir, dass unser Leben letztlich – und zwar in *all* seinen Bereichen – von Gott getragen ist, oder vermögen wir nicht zu glauben, dass Gottes Liebe wirklich und konkret in jedem Leben gegenwärtig und am Werke ist? Meinen wir, das meiste sei doch eher anonymes Schicksal, Glück oder Pech?

Zu den genannten (und ähnlichen) Grundgegebenheiten unseres Lebens *Ja* zu sagen, fällt uns nicht in den Schoß. Doch Ausweichen geht nicht (mehr). Unser Leben führt uns vielmehr immer wieder in

Situationen, in denen wir zur Stellungnahme gefordert sind, in denen wir zur *Antwort* gerufen werden.

Grundentscheidung

Sollten oder wollten wir uns dabei in jeder Situation neu und grundsätzlich entscheiden, ob wir den Weg des Vertrauens gehen möchten oder nicht, würden wir uns innerlich zermürben und aufreiben. Wie man sich nicht jeden Morgen neu überlegen und entscheiden kann, ob man die Zähne putzt, zur Arbeit geht usw., kann man sich auch nicht jeden Morgen neu überlegen, ob man auf Gottes Gegenwart und Fürsorge vertraut oder nicht.

Ob wir überhaupt von der Liebe Gottes überzeugt sind oder nicht, und ob wir uns mit unserem Leben prinzipiell dieser Liebe anvertrauen wollen oder nicht, ist eine Entscheidung, die zwar im Alltag immer wieder herausgefordert wird, die aber nicht täglich neu gefällt werden kann. Da gilt es vielmehr, eine *grundsätzliche Entscheidung* zu fällen, die wohl im Alltag mal bekräftigt und mal abgeschwächt wird, aber nicht permanent neu zur Disposition stehen kann. Es geht also um ein *grundsätzliches Ja* zum Weg Gottes, um unsere grundsätzlich bejahende Antwort auf die Liebe Gottes, um unser Vertrauen, dass diese Liebe uns auch in den Grenzsituationen unseres Lebens auffängt und trägt.

Wer dieser Grund-Entscheidung aus dem Weg gehen will bzw. diese – wenn irgend möglich – vor sich her schieben möchte, ist keineswegs »offen«, sondern nicht gewillt, sich wirklich auf das Vertrauen einzulassen. Nicht zu vertrauen ist zwar kein *klares Nein*, aber eben doch auch ein *Nein* zum Weg des Vertrauens. Wir sind nicht frei, *ob* wir uns überhaupt entscheiden wollen – sondern »nur«, *wie* wir uns entscheiden wollen. – Wenn dies so ist und wir uns in den Grundfragen unseres Lebens entscheiden »müssen«, dann sollten wir aber auch eine *klare Entscheidung* fällen ...

Von Gott her betrachtet, heißt dies: Gott fordert uns zwar zu einer Antwort heraus, Er stellt uns vor die Entscheidung, Ja oder Nein zu Seiner Liebe zu sagen, aber Er zwingt uns nicht, dass wir uns *für* Ihn entscheiden.

Gott sehnt sich wohl danach, dass wir Ihm und Seiner Liebe trauen. Aber wir müssen es nicht. Er hat uns Freiheit geschenkt – und Er achtet diese. Unsere Freiheit ist Ihm sogar ganz wichtig, weil es ohne Freiheit kein wirkliches Vertrauen und keine echte Liebe gibt.

Gerade um diese freie Antwort des Vertrauens und der Liebe geht es Gott. Deshalb können wir durchaus die immer wieder auftretende Konfrontation mit unseren Grenzerfahrungen als ein Andie-Tür-Klopfen Gottes verstehen. Solche Situationen sind sozusagen ein Anruf und Aufruf: Gott fordert uns auf, uns den grundsätzlichen Fragen des Lebens zu stellen, und Er lädt uns ein, uns in einem freien und unterschiedenen Ja mit unserem ganzen Leben Seiner Liebe und Fürsorge anzuvertrauen und zu überlassen.

Einer grundsätzlichen Antwort auf Seine Einladung können wir uns – wie schon gesagt – letztlich nicht entziehen. Allerdings sind wir, gerade dann, wenn es um Grundsatz-Entscheidungen geht, immer wieder versucht, zu schauen, ob nicht doch noch ein »Kompromiss« möglich ist. Wir möchten einfach beides und versuchen, im Spagat zu verharren. Aber es gibt Situationen, in denen dies einfach nicht mehr möglich ist. Es gibt Gegebenheiten, die uns zu einer klaren und entschiedenen Stellungnahme herausfordern.

Da wurde in einer Kirche der Opferstock aufgebrochen. Nach einigen Tagen lagen 20 € und ein Zettel im Briefkasten: »Ich habe in Ihrer Kirche 100 € gestohlen. Da mich das Gewissen plagt, sende ich Ihnen 20 € zurück. Sollte das Gewissen weiter plagen, haben Sie mit weiteren Rückzahlungen zu rechnen.«

Ob es wohl weitere Rückzahlungen gab? Wird der Dieb versuchen, irgendwie einen »Kompromiss« zu finden, oder wird er sich den notwendigen Ruck geben und das gesamte gestohlene Geld tatsächlich zurückgeben?

Wir brauchen bisweilen solch einen Ruck. Grenzerfahrungen sind eine Aufforderung, uns nicht vom Kreisen um uns selbst und den negativen Kräften in unserem Inneren gefangen nehmen zu lassen. Grenzerfahrungen können uns ermutigen, trotz manch innerer Fesseln und Dunkelheiten die Bereitschaft zu einer klaren Grundsatz-Entscheidung aufzubringen:

»Ja, ich will. Auch wenn es mir immer wieder schmer fällt, auch wenn ich immer wieder rückfällig werde – grundsätzlich will ich mich ganz auf dich, Gott, einlassen.«

Grenzerfahrungen sind immer auch eine Einladung, sich auf den erlösenden Prozess der Entscheidung einzulassen. Dabei sollen aber die vielen inneren Bindungen und Abwehrkräfte nicht verdrängt werden – im Gegenteil: Wir können uns ihnen stellen, und wir können sie in das erlösende Licht der Liebe Gottes stellen.

Das freilich ist ein Prozess. Im Bild vom Drahtseilartisten könnte das heißen: Jesus lädt uns ein: »Steig doch ein, bleib nicht Zuschauer, sondern lass dich drauf ein – ich Sorge für dich, du kannst mir vertrauen.« Schritt für Schritt geht Jesus mit uns. Er wartet und wirbt darum, dass wir uns Ihm anvertrauen.

Und Er überfordert uns nicht. Das Seil wird von Ihm nicht gleich in 10 Meter Höhe gespannt. Vielleicht ist es zunächst nur etwa 50 cm über dem Erdboden – damit es anfangs leichter fällt, sich einzulassen, einzusteigen, Schritte des Vertrauens zu wagen ...

Vertrauen – auch in der Herausforderung des Leids

Wenn ein Mensch in solcher Weise das Vertrauen wagt, erscheint nicht selten auch das Thema Leid in einem anderen Licht. Bittere und schwer verständliche Leiderfahrungen sind meist die größten Herausforderungen an den Glauben. Denn leidvolle Erfahrungen erschüttern nicht selten den Glauben an Gott und an die Wirklichkeit und Macht Seiner Liebe. Vor allem unverständliche und unverschuldete Leiderfahrungen lassen Fragen aufkommen wie: »Schläft Gott? Kümmerst Er sich in Wirklichkeit doch nicht richtig um uns? Lässt Er uns/mich hängen? Liegen wir Ihm doch nicht so am Herzen? Ist Er denn auch nur begrenzt? Kann Er es einfach nicht besser?«

Verständliche Fragen – Fragen, auf die es keine glatten Antworten gibt. Fragen, die uns so persönlich betreffen und erschüttern können, dass wir keine allgemeinen, d.h. keine »theoretischen« Antworten haben wollen. Denn eine theoretische Antwort hilft uns persönlich normalerweise nicht viel weiter. Sie kann uns eher aggressiv

machen, weil wir uns bei einer solchen Antwort in unserem ganz konkreten Leid oft nicht wirklich ernst genommen und verstanden fühlen.

Angesichts eigenen wie fremden Leids suchen wir in Wirklichkeit auch weniger eine theoretische Erklärung, als vielmehr einen *Weg*, mit Leid so umgehen zu können, dass wir das uns widerfahrene Leid besser bewältigen. Wir suchen eine Antwort, durch die wir trotz der schmerzlichen Situation (neu) Frieden mit unserer Lebenssituation finden.

Damit dies gelingt, ist ein Perspektivwechsel nötig: Ein Perspektivwechsel, der nicht von unseren Vorstellungen bzw. Erwartungen (wie das Leben zu sein hat), auch nicht von unserem Anspruch (wie Gott zu handeln hat), noch von unserem Wissen oder Besserwissen ausgeht, sondern von der Sehnsucht, auch jetzt Gott zu vertrauen und die Situation anzunehmen. Können wir angesichts der von Gott erfahrenen Liebe und Zuwendung nicht auch denken und beten:

»Gott, ich glaube an dich und die Macht deiner Liebe. Und ich möchte dir auch in der Dunkelheit und im Schmerz des Leids vertrauen. Vieles verstehe ich nicht. Aber ich möchte glauben und vertrauen, dass du in deiner Liebe auch bei all meinen schmerzlichen und dunklen Erfahrungen gegenwärtig wart/bist und mir beistehst. Ich möchte dieses Vertrauen nicht verlieren. Hilf mir, trotz meiner schlimmen Erfahrungen, an deiner Liebe nicht irre zu werden.«

Darauf kommt es letztlich an: Trotz allen Leids und in aller Not an Gottes Liebe nicht irre zu werden ... Gott bewahrt uns nicht vor dem Leid – auch der Glaube an Ihn bewahrt uns nicht vor Leid. Aber dieser Glaube kann und will uns immer wieder die Zuversicht vermitteln, dass Gott gerade auch im Leid da ist, dass Er uns beisteht und uns stärkt.

Vertrauen auf die Macht der Liebe

Zu Anfang Seines öffentlichen Auftretens ruft Jesus die Menschen auf: »Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!« (vgl. Markus 1,15) – Wie den Menschen damals, so

ruft Er auch uns heute zu: »Kehrt ab von einem falschen Kreisen um euch selbst, kehrt um und vertraut auf die Macht meiner Liebe!« – Diese Liebe hat Er uns Sein ganzes Leben hindurch kundgetan: Für uns wurde Er Mensch, für uns gab Er sich hin bis zum Tod am Kreuz. Und Seine Auferstehung zeigt, dass diese Liebe mächtiger ist als alle anderen Mächte, mächtiger sogar als die Macht des Todes.

Dass wir uns dieser Liebe immer mehr anvertrauen, ist die große Einladung und Sehnsucht Gottes. An uns liegt es, wie wir darauf antworten. An uns liegt es, ob wir uns auf Ihn einlassen.

Es geht ja um die grundsätzliche Entscheidung, ob wir den Weg des Vertrauens gehen wollen. Mit einem »Ja« sind wir natürlich noch nicht am Ziel. Wir haben uns aber an der Weggabelung auf den Weg gemacht, und zwar in Richtung dieses Zieles. Und wie beim Wandern gilt es nun, Schritt für Schritt auf diesem Weg voranzugehen. Ein solches Vorangehen geschieht immer dann, wenn wir uns den kleinen und großen Herausforderungen stellen, und dabei

- mehr auf die inneren Impulse hören und die Sehnsucht stärken, uns zunehmend auf Gottes Ruf einzulassen,
- glauben, dass Er uns bei unserer Entscheidung keinen Moment alleine lässt,
- die innere Spannung aushalten und vor Gott bringen,
- etwas loslassen, in der Zuversicht, dass Er uns nicht zu kurz kommen lässt,
- in einer unangenehmen, schwierigen Situation vertrauend »auf Gott setzen« und etwas riskieren,
- ...

Gerade dort, wo wir kämpfen und ringen, machen uns solche Vertrauensschritte sensibel für unsere vielfältigen Bindungen und Blockaden und befreien uns Schritt für Schritt von unseren inneren Fesseln. Glaube unterdrückt nicht, sondern befreit.

Ja, Gott will uns befreien. Er will die Kraft unserer Freiheit stärken, ähnlich wie dies in der manch einem bekannten »Vertrauensübung« geschieht. Bei dieser Übung steht eine Person so mit dem Rücken zu einer anderen, dass sie sich einerseits wirklich fallen lassen und andererseits von der hinter ihr stehenden Person gut auf-

fangen lassen kann.

Bei diesem Fallenlassen gibt es nun einen Punkt, wo wir einerseits keinen festen Boden mehr unter den Füßen haben, andererseits aber noch nicht aufgefangen sind ...

Sich so fallen zu lassen, bedarf immer einer gewissen Selbstüberwindung und eines gewissen Mutes ... Dass sich da mancher (sehr) schwer tut, ist mehr als verständlich. Doch – wer ist eigentlich freier: der, der sich fallen lässt oder derjenige, der dies nicht wagt?!

Gott will uns in unserer Mitte, in unserer Freiheit stärken. Dafür aber ist es wichtig, dass wir genau den Punkt, an dem wir selbst keinen Halt mehr haben, Sein auffangen aber noch nicht spüren, wirklich erleben und durchleben. Das macht Angst, lässt zurückschrecken – schenkt aber zugleich auch neue Freiheit:

»Ich bin so frei, mich wirklich fallen zu lassen, um mich dir, Gott, immer mehr mit meinem ganzen Leben anzuvertrauen.«

¹ Bertolt Brecht: *Kalendergeschichten* (Geschichten des Herrn Keuner), Hamburg 1998 (rororo 10077), S.

² Vgl. Willi Hoffsummer, 255 *Kurzgeschichten*, Mainz 1981, S. 20

³ Vgl. J. Loew, *Der verborgene Schatz*, Freiburg 1979, S. 78f.

⁴ Ein Vergleich kann das verdeutlichen: So war es früher oft üblich, dass Eltern ihrem Schwiegersohn bzw. ihrer Schwiegertochter anlässlich der Verlobung oder Hochzeit anboten, sie mit „Vater“ bzw. „Mutter“ anzusprechen. Das kann manchmal für alle Beteiligten schwierig und wie „aufgesetzt“ gewesen sein. Aber solch negative Erfahrungen sollten nicht den Blick auf das eigentliche Angebot verstellen. Denn die Einladung zu dieser vertrauten Anrede sollte ja ausdrücken: „Du gehörst jetzt zu uns. Wir wollen dich von jetzt an so annehmen wie unser eigenes Kind.“ – „Du gehörst zu mir, ganz persönlich und vertraut wie mein einziger Sohn!“, will Gott-Vater jedem und jeder von uns sagen.

⁵ Vgl. Willi Hoffsummer, 255 *Kurzgeschichten*, Mainz 1981, S. 90.